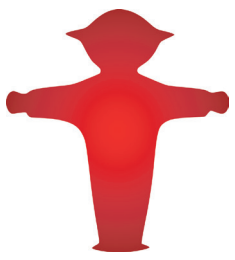
ruprecht

Heidelberger Studentenzeitung



Überall in Heidelberg leuchten die ostdeutschen Ampelmännchen – Wie sie die DDR überlebt haben auf **Seite 8**

November 2014 – Nr. 152 UNABHÄNGIG • UNBESTECHLICH • UEBERLANG www.ruprecht.de

Design pur

Von Jonas Peisker

Die Campus Bibliothek Bergheim ist Design pur. Kühler Beton und Glas zwischen Bauhaus und Star Trek laden zu einer gemütlichen Facebook-Session auf dem MacBook ein. Farbige Stellwände setzen Akzente.
Auch durch Funktionalität besticht die Architektur. „Treppe der Begegnung" mit eingebauten Sitzplätzen. Wer sich das nun ausgedacht hat, ist entweder (a) Freund von ASMR-Flüstervideos (b) inspiriert von Charlie Chaplin oder (c) einfach nicht der Hellste. Wer in der Prüfungsphase schon mal einen Bleistift fallen gelassen hat, weiß, was ich meine. Wenn Blicke töten könnten.
Aus Aluminium gefräste Bildschirme einer gewissen kalifornischen Firma so weit das Auge blickt. Voller Vorfreude auf elitäre Technologie nähere ich mich dem Rechner. Schnell werde ich jedoch auf den Boden der Tatsachen zurückgeholt; das Möchten-Sie-das-Update-installieren-Betriebssystem fordert mich auf, „einen Moment zu warten". Immerhin eine neue Version vom Adobe Reader. Na ja. Dann doch lieber Mac. Ich will jetzt natürlich nicht Apple mit Birnen vergleichen, aber man hätte sich schon entscheiden können.

Keine sichere Bank

Für hunderte Flüchtlinge war Heidelberg nur eine Zwischenstation.

Die Reportage auf Seite 11



Foto: Phillip Rothe

Mensaklassiker werden teurer

Das neue „eat & meet"-Konzept der Triplex Mensa gibt Rätsel auf. Die Erklärungen des Studierendenwerks überzeugen nicht

Schnell, einfach und günstig – das war gestern. Seit dem 6. Oktober hat das Studierendenwerk ein neues Mensakonzept eingeführt. Dieses sieht vor, den unteren Teil der Triplex Mensa, das sogenannte „eat & meet", als klassische Cafeteria neben den anderen Essenausgaben im Obergeschoss zu nutzen. Diese Änderung zieht Preissteigerungen nach sich; das beste Beispiel: Currywurst mit Pommes. Diese gab es an einem der beliebtesten Aktionstage in der Woche, immer donnerstags. Vor den Neuerungen kostete eine üppige Portion – inklusive Pommes – studentenfreundliche 2,55 Euro. Heute bezahlt man für die Currywurst zwar nur 2,50 Euro, inklusive Pommes und Ketschup landet man jedoch bei vier Euro. Eine Preissteigerung von mehr als 60 Prozent, die den Studenten tief in die Tasche greifen lässt. Das scheinbar einzige Trostpflaster: Man kann nun montags bis freitags die berühmte Currywurst essen. Allerdings kostet dieses Vergnügen, fünf ganze Tage Currywurst, insgesamt 20 Euro – ein stolzer Preis.

Als Grund für die Änderung nennt das Studierendenwerk die Vermeidung von Lebensmittelüberschuss. Dass ein Überschuss vermieden werden sollte, ist selbstverständlich ein nachhaltiges und wünschenswertes Ziel. Auf den ersten Blick erschließt sich jedoch nicht, dass das Angebot angepasst wird – statt sich auf eine kleine Anzahl an „gut laufenden" Gerichten zu reduzieren, werden die Mensabesucher vor eine größere Auswahl gestellt. Neben einem breiten, täglichen Aufgebot an Klassikern – wie etwa der Currywurst – gibt es weiterhin die sogenannten Aktionstage. Aber auch hier ist nichts beim Alten geblieben: Statt des berühmten Schnitzels gibt es jetzt montags Braten. Diesen bezahlt man neuerdings aber nicht mehr nach Festpreis, sondern nach Gewicht. Dabei einen akzeptablen Preis zu erzielen, gestaltet sich allerdings schwierig, weil man das Stück Fleisch nicht selbst abschneidet. **(aig)**

Die Fortsetzung folgt auf Seite 6

INHALT



Selfies
Moderne Portaitkunst oder egozentrische Selbstdarstellung? Ein Kunsthistoriker und ein Psychologe diskutieren. **Seite 2**

Martin Walser
Der gefeierte Autor traf sich auf ein Glas Wein mit dem *ruprecht*. Ein Gespräch. **Seite 3**

Ukraine
Interview mit dem Osteuropa-Experten Jörg Babarowski über den Ukraine-Konflikt und seine Folgen. **Seite 18**

An die Urnen

Der Studierendenrat wird zum zweiten Mal gewählt

Die Heidelberger Studierenden sind vom 25. bis zum 27. November wieder aufgerufen, die Mitglieder des Studierendenrates (StuRa) zu wählen. Nach der Wahl zum „Ur-StuRa" im letzten Jahr sind dies die zweiten Wahlen zum legislativen Gremium der studentischen Interessensvertretung. Es können die Vertreter der jeweiligen Fachschaften sowie Kandidaten der uniweiten Listen, meist von politschen Hochschulgruppen, gewählt werden. Abhängig von der Größe der Fachschaft können ein bis drei Vertreter in den StuRa entsandt werden.

Je nach Institutszugehörigkeit wird im Foyer der Neuen Uni, im Obergeschoss des Neuenheimer Felds 306, im Campus Bergheim oder in der Medizinischen Fakultät Mannheim gewählt. Entscheidend hierfür ist das erste Hauptfach. Wer nicht persönlich an die Urne treten kann, hat die Möglichkeit, per Briefwahl abzustimmen. Die Unterlagen können auf der Internetseite des StuRa bis zum 21. November beantragt werden. Die Portokosten müssen von den Briefwählern selbst getragen werden.

Im letzten Jahr stimmten nur 14 Prozent aller wahlberechtigten Studierenden bei den Wahlen ab. **(kap)**

Wie das erste Jahr der Verfassten Studierendenschaft verlief, lest Ihr auf Seite 5

Preisverdächtig

Schwerpunkt: Auszeichnungen und ihre Kontexte

Jeden Herbst wartet alle Welt gespannt auf die Vergabe der Nobelpreise. Bei den Oscarverleihungen im Frühjahr ist die Spannung vielleicht noch größer. Auszeichnungen und Preise sind in modernen Gesellschaften zu wichtigen und wirkungsmächtigen Leistungsindikatoren geworden. Ob Wissenschaftler, Schriftsteller oder Filmstars: alle wollen sie ausgezeichnet werden. Und wir sind fasziniert von der Preisinstitution – und vom Prestige, das die Preise ihren Trägern anscheinend verleihen.

In dieser Ausgabe widmen wir uns daher Preisen und den Mechanismen ihrer Vergabe mit einem eigenen Themenschwerpunkt. Einen Bericht über die Arbeit des diesjährigen Chemienobelpreisträgers Stefan Hell gibt es im Wissenschaftsressort auf Seite 14 zu lesen – zusammen mit einem Kommentar, der das Nobelpreissystem kritisch beleuchtet.

Auf Seite 15 spricht der Heidelberger Amerikanist Günter Leypoldt über die soziokulturellen Dynamiken hinter der Vergabe von Literaturauszeichnungen. Es folgen ein Bericht über den französischen Literaturnobelpreisträger Patrick Modiano und eine Besprechung von Lutz Seilers Debütroman „Kruso", der im Oktober mit dem Deutschen Buchpreis ausgezeichnet wurde. **(tso)**

Brauchen wir Selfies?

Affen schießen Selbstportraits, russische Verbraucherschützer warnen vor Lausbefall durch exzessive Selfiekultur. Selfies begegnen uns dieser Tage überall. Was ist davon zu halten? (avo, mov)

PRO

Wem gehört das Foto, wenn ein Affe im Dschungel sich die Kamera eines Fotografen schnappt und munter Selfies schießt? So geschehen 2011 in Indonesien.

Ein Selfie ist eine Sonderform des amateurfotografischen Selbstportraits, oft digital mit einem Handy aufgenommen, um in sozialen Netzwerken gepostet zu werden. Der Begriff wurde 2002 erstmals in einem australischen Internet-Forum verwendet; seine heutige Bedeutung – im doppelten Sinne des Wortes – hat „Selfie“ seit etwa 2012. Den Grund für die Verzögerung lässt sich technisch erklären. 2002 waren Handykameras selten und schlecht. Erst mit der Frontkamera setzte sich das Selfie durch. Jeder neuen Technik ihre Bildform.

Laut Techinfographics schießen mehr Frauen Selfies, das Durchschnittsalter der Fotografen liegt bei 23,7 Jahren (Quelle: selfiecity). Ein Selfie, oft von „digital na(t)ives“ geschossen, kann andere Personen enthalten (Gruppenselfie), etwa Freunde, Partner oder Stars. Taylor Swift: „Ich wurde nicht mehr nach einem Autogramm gefragt, seitdem das iPhone mit seiner Frontkamera erfunden wurde“. Eine populäre Selfie-Unterart ist das Hot Dog Legs Selfie. Hier ist nicht das Gesicht der Fotografierenden zu sehen, sondern lediglich Knie und Beine „in Szene gesetzt“. Dieses Pars Pro Toto etwa vor beneidenswertem Urlaubs-Setting gehört wie Food Porn zum demonstrativen Konsum: Schaut her wo ich wieder bin! Es gibt Nackt-Selfies (Nudies), Drelfies (Drunk Selfies) sowie Knutschemund-Selfies, Spiegel- oder Badezimmer-Selfies, oft mit blitzendem Fotoapparat im Bild.



Ulrich Blanché
Dozent am kunsthistorischen Seminar der Universität Heidelberg, beschäftigt sich unter anderem mit dem Affenmotiv

Auf die Gefahren, Stichwort „Revenge Porn“, oder negativen Seiten (Chef googelt und findet peinliches Selfie) wurde oft hingewiesen. Wem jedoch helfen Selfies? Sie packen das „Selbstbild“ einer Person in ein Produkt, das man ihr so abkaufen und/oder kritisch hinterfragen kann. Selfies vermitteln Intimität. Stillschweigend akzeptieren wir, dass diese inszeniert ist, - etwa ein Drittel aller Selfies wurde zudem nachbearbeitet. Wir wollen unterhalten und verführt werden. Auch helfen Selfies, sich zu erinnern. Sie lösen etwa das Papier-Autogramm, die Ansichts-Postkarte, das Foto als Erinnerung für den Geldbeutel von Eltern, Oma, Partner, Freunden, oft auch die Papierzeichnung, die Notiz als Gedächtnisstütze ab. Das Phänomen Selfie unterstützt, dass wir bildkritischer werden. Wer gibt sich noch mit einem verwackelten, gelbstichigen Analogfoto mit abgeschnittenen Beinen oder Kopf zufrieden? Nur Bildkonsumenten, die dies ironisch-nostalgisch, auf jeden Fall bewusst tun (Stichwort Retrofilter), in erster Linie Spontanität feiern. Auch dieser wird Gott sei dank nachgeholfen – keiner möchte wissen, wie viele verwackelte schon vom Fotografen für hässlich erklärte Vorläuferbilder gelöscht wurden, aus wie vielen das Vorliegende ausgewählt wurde.

Selfies machen gefühlt unabhängiger vom fotografischen Blick der Anderen. Dieser Blick macht in Form von Passbildern unglücklich, auf denen man wie tot oder zur Fahndung ausgeschrieben dreinblickt. Selfies vergewissern uns, dass wir am Leben sind. Der Professor für Marketing und Social Media Bellamkonda schoss direkt nach seinem Flugzeugabsturz ein oft geteiltes Selfie, um sicher zu gehen, dass er noch lebt (auch wenn ich ihm aufgrund seines Berufs ein gewisses Kalkül – selbst in so einer Situation – unterstellen möchte). Viele Selfies von einer Person lassen uns deren Entwicklung im Zeitraffer erleben, schon die schiere Quantität an Fotos ist sehr „2014“. Als Video aus Einzelselfies werden die Augen in jedem Foto jeweils an derselben Stelle im Filmbild lokalisiert. Rund um die Augen sieht dann der Zuschauer das Gesicht des Selfie-Fotografen sich allmählich verändern. Das praktizierte schon der Filmemacher Bert Haanstra mit Rembrandts gemalten Selfies 1956, um eine aus kunsthistorischer Sicht heute zweifelhafte Einfühlung in die angebliche Person Rembrandt zu erschaffen.

Ob die eingangs erwähnte Selfie-Äffin wusste, was sie tat, als sie sich ablichtete, bleibt dahingestellt. Zumindest fachten ihre fotografischen Autoporträts eine Diskussion über die Rechte am eigenen Bild an. Gelungene und viel ge-like-te Selfies pushen das Ego, können etwa Selbstwertgefühl, aber auch Selbstironie und Humor verdeutlichen, oder dem Gegenüber zumindest eines vermitteln: was oder wie man gerne sein würde.

CONTRA

Bei einer echten Freundschaft aber ist nichts erdichtet, nichts erheuchelt und alles beruht auf Wahrhaftigkeit und freiem Willen.“ (Cicero)

Was bedeutet es eigentlich, ein „Selfie“ zu machen? Welche Erwartungen sind damit verbunden? Beginnen wir mit einem Experiment: Wir befinden uns in New York (die Stadt der Städte). Das muss geteilt werden, oder? Also zücken wir das Handy, lächeln, schnapp, schnapp, Schnappschuss! Schnell geteilt in Facebook. Wir zeigen, dass wir cool und glücklich sind und uns an einem der hipsten Orte der Welt befinden (von dem allerdings meist nur wenig oder nichts auf dem Foto zu sehen ist). Wir wünschen uns Anerkennung, Bewunderung, vielleicht sogar ein wenig Neid? Jede 30 Minuten schauen wir nun nach, ob es schon Likes gibt. Gute Freunde antworten schnell (denn sie sind auch immerzu mit dem Handy beschäftigt). Nach kurzer Zeit schon 200 Likes. Das löst Freude aus. Andere teilen also unser Glücksgefühl. Was soll daran schlecht sein?



Fotos: privat

Sven Barnow
Leiter des Lehrstuhls für Klinische Psychologie und Psychotherapie, beschäftigt sich unter anderem mit Emotionsregulation

Neurobiologisch gesehen mag unser Belohnungssystem „feuern“. Im Scanner würde man wahrscheinlich eine erhöhte Aktivität in Hirnregionen wie dem ventralen Striatum und dem Nucleus Accumbens sehen. Gleichzeitig würden wir eine erhöhte Konzentration von Dopamin messen. Dieser Neurotransmitter versetzt uns in eine positiv getönte Stimmung, zugleich fühlen wir uns wach und stimuliert. Vielleicht steigt gar die Konzentration von Oxytocin an? Dieses Neuropeptid verstärkt unter anderem Sozialverhalten und das Gefühl der emotionalen Nähe und Verbundenheit. Glückwunsch, alles richtig gemacht, oder?

Hmm, andererseits, das erinnert mich irgendwie an Tierversuche: Belohnt man eine Ratte nach dem Drücken eines Hebels mit Verstärkern (etwa Zuckerlösung), drückt die Ratte den Hebel immer wieder, sogar bis zur totalen Erschöpfung.. Bleibt der Verstärker aus, wird die Ratte depressiv, antriebslos oder stirbt. Das Leben der Ratte dreht sich also ausschließlich um diesen kleinen Hebel, den sie drücken muss, um die Belohnung zu erhalten, drück, klick, Belohnung… Selfie. Merken Sie was?

Meine Ausführungen deuten das Problem an, das sich darin äußert, dass wir einerseits in einer Gesellschaft leben, in der Individualismus und Autonomie von größter Bedeutung sind, andererseits aber unsere grundlegenden Bedürfnisse nach sozialer Zugehörigkeit und Anerkennung nicht einfach verschwinden oder sich abmildern, im Gegenteil! Als Forscher und Psychotherapeut erlebe ich immer wieder, wie sich das Fehlen von sozialen Kontakten oder Liebe auf Menschen auswirkt (nämlich meist negativ). Mit der zunehmenden Technisierung erfinden wir immer neue Möglichkeiten, uns auszudrücken und zu vernetzten. Das Grundbedürfnis nach Anerkennung befriedigen wir über die Anzahl von Likes, virtuellen Kontakten und SMS.

Nichtsdestotrotz erlebe ich häufig, dass diese „Netzwerksysteme“ versagen, wenn es hart auf hart kommt. Wie würden die Freunde wohl reagieren, wenn wir ihnen ein Selfie senden, das uns in einem düsterem Wohnzimmer zeigt, mit einem depressiven Gesichtsausdruck? Würden unsere „Freunde“ das liken? Wahrscheinlich nicht! Belohnt wird nur das, was aus der Perspektive der gesellschaftlich vorgegebenen Normen positiv und hip ist. Wenn wir Positives erleben, werden wir geliebt. Nur brauchen wir in diesen eher „glücklichen“ Momenten überhaupt diese Verstärker?

Selfies reflektieren die zunehmende Selbstbezogenheit und Oberflächlichkeit, die sich in unserer Gesellschaft zu manifestieren scheint! Das ist eine – zugegebenermaßen - nicht bewiesene These. Verstärkersysteme wie etwa Facebook sind ausgesprochen symmetrisch, man erhält nur Likes wenn man selbst viele Likes verteilt. Sich immer stärker abhängig zu machen von den Bewertungen anderer Menschen, birgt auch Gefahren. Sind wir noch in der Lage, Meinungen zu vertreten, die nicht geliked werden? Was passiert, wenn uns das Glück verlässt? Warum den Moment nicht einfach genießen, ihn achtsam aufnehmen und durch ein Lächeln mit anderen, realen Menschen vor Ort teilen?

Drei Heidelberger Studenten haben sich für uns selbst fotografiert:



Fotos: Selfies

Moe Abbas, 27

Astronomie

„Ich mag Selfies. Man kann sich selbst gut ausdrücken. Wenn wir zu mehreren sind, benutzen wir einen Selfie Stick.“



Sara Osman, 24

American Studies

„Ich liebe Selfies. Ich mag Fotografie und mir gefällt es, Fotos zu machen.“



Jan Enders, 26

Psychologie

„Ich finde Selfies zu egozentrisch. Ich, ich, ich und dann mache ich auch noch ein Foto von mir selbst.“

„Ich bin kein Intellektueller“

Martin Walser ist einer der großen deutschen Gegenwartsautoren. Im Interview spricht er über Karl May, Nietzsche und die deutsche Teilung

Das Gespräch führten Philipp Armingeon und Dominik Waibel

Martin Walser ist hellwach mit seinen 87 Jahren. Im DAI stellt er sein neues Buch „Shmekendike blumen“ vor. Während des Interviews leert er eine halbe Flasche Weißwein. Wenn er etwas betonen will, schlägt er mit zwei Fingern auf den Tisch. Und das tut er oft.

Warum schreiben Sie über Sholem Yankev Abramovitsh?

Martin Walser: Ich beantworte am liebsten Fragen, wo ich das Gefühl habe, es könnte den Frager interessieren. Ich kann mir nicht vorstellen, dass Sie das interessiert.

Doch!

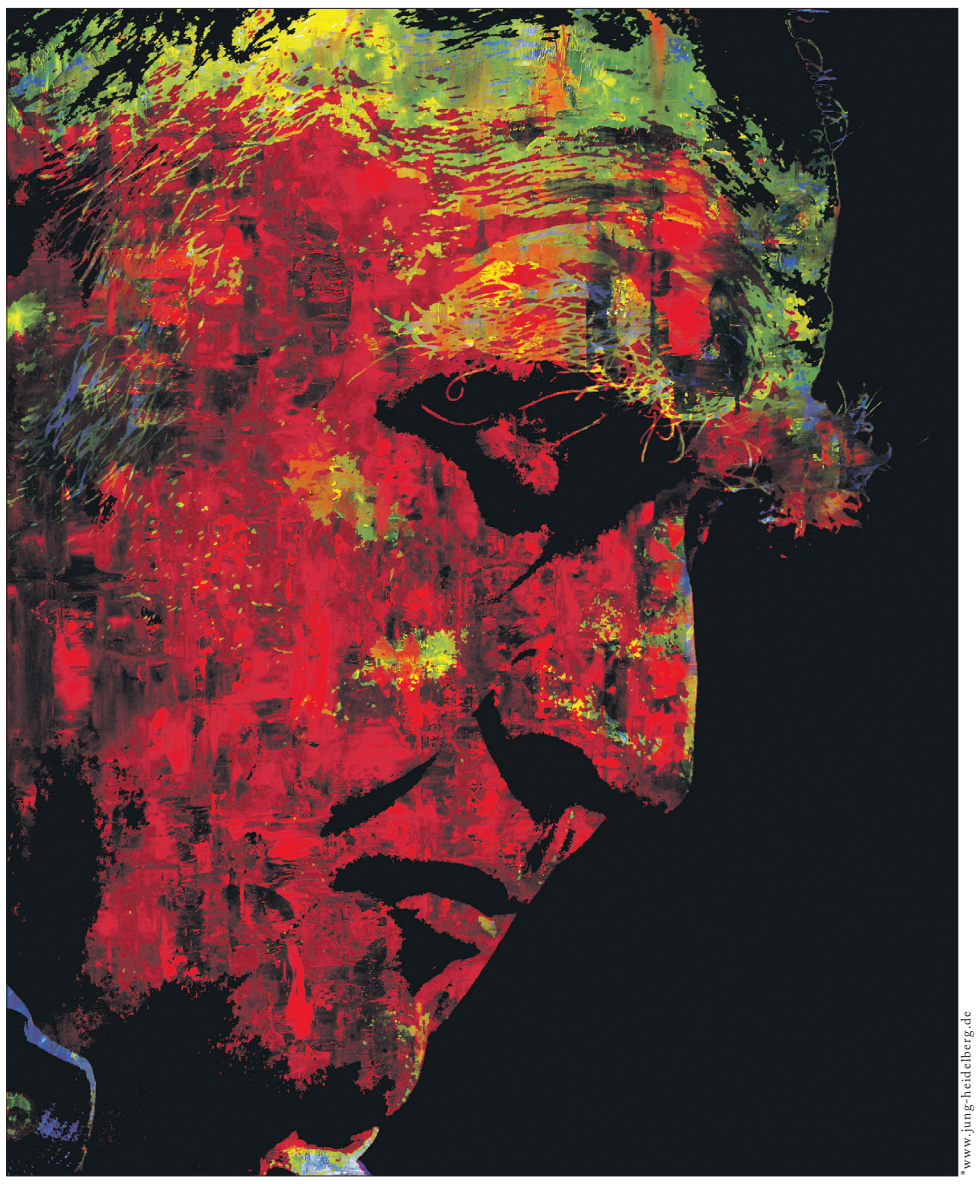
Entschuldigung, aber warum sollten Sie sich dafür interessieren, dass ich schreibe. Überlegen Sie mal. Ich will Sie nicht in Verlegenheit bringen, aber da Sie ja kein abgefertigter Zeitungsroutinier sind, sondern noch relativ lebendig, nehme ich mir die Freiheit und bediene auch nicht eine Routine, denn diese Frage habe ich schon hundertmal beantwortet. Aber ich finde, Ihnen kann ich sie zurückwerfen und sagen: Entweder Sie beantworten sie selbst einmal oder es ist unwichtig.

Was waren für Sie, als Student der Literaturwissenschaft, Texte, die Sie mitgerissen haben?

Ich halte zutiefst nichts davon, irgendjemandem irgendetwas zum Lesen zu empfehlen, es sei denn ich habe höchst persönliche Gründe und kenne ihn sehr gut. Aber natürlich, man kann ganz allgemein schon, solche – das Wort ist nicht so günstig – Empfehlungen geben. Man muss sie dann aber auch begründen und das könnte ich jetzt natürlich mit dem Abramovitsh tun. Ich könnte Ihnen den ganzen Abend sagen, warum Sie vorerst bitte nichts anderes mehr lesen sollten, als die Bücher von dem. Es sei denn, Sie fangen an, die Bücher zu lesen und sagen nach dreißig bis fünfzig Seiten: „Das ist jetzt nichts für mich.“ Dann sollten Sie es auch nicht lesen. Ich habe auch Autoren gelesen zur falschen Zeit. Zwei Jahre später habe ich sie ungeheuer gern gelesen. Und damals, als ich so alt war wie Sie, da war ich natürlich schon tief drin und verloren als Leser. Ich habe mit Karl May angefangen und zwar zweiundsiebzig Bände. Das liegt an meiner Kindheit. Ich habe mir angewöhnt zu sagen, dass das bei mir mit meiner Mutter zu tun haben muss, die eine tief katholische und angstbesetzte Frau war. Ihre Angst hat sie beantwortet mit der Religion und die Angst war immer größer als die Religion. Aber sie hat religiöse Texte ihrer Angst entgegengesetzt. Das habe ich gerade noch so mitgekriegt. Aber ich habe Karl May gelesen, das geht immer gut aus. Gut, dass der Winnetou umkommt, das habe ich dem Karl May nie verziehen. (lacht) Ich war auch als Kind durch meine Mutter angstbesetzt. Und dann hab ich angefangen zu lesen und habe damit nicht aufgehört, bis ich bei Dostojewski war. Lesen und Schreiben, das ist ein viel geringerer Unterschied, als die Wörter vermuten lassen. Lesen und Schreiben, das ist eine Bewusstseinstätigkeit.

Wie sind Sie denn zum Schreiben gekommen? Haben Sie Schreibrituale?

Danke nein, ich habe keine Schreibrituale. Ich bin zum Schreiben gekommen und das auf die einfachste Weise. Als ich schon fünf Jahre von meinem siebten bis zum zwölften gelesen und gelesen habe, dann irgendwann einmal habe ich dann auch auf dem Papier, das schwer genug zu erobern war damals, angefangen zu schreiben. Zum Beispiel mit Prosa habe ich angefangen: Das war vollkommen unsinnig, das konnte ich nicht, aber das wollte ich. Dann habe ich Gedichte gemacht. Natürlich, das macht hoffentlich jeder jüngere Mensch. Das habe ich auch beibehalten. Als ich vierzehn oder fünfzehn war, da lernte ich einen gewaltigen Dichter kennen und lieben. Und zwar nur ein Buch von ihm: Stefan George. Das Buch heißt: Jahr der Seele. Und das ist so schön, wenn man mit fünfzehn oder sechzehn diese Gedichte liest. (Er rezitiert zwei Zeilen aus einem Gedicht) Gut, man muss dafür vielleicht in Wasserburg wohnen und so existieren wie ich damals. Das hatte solch einen Schönheitsgrad, den es nirgends um mich herum, weder in der Kirche, noch auf dem Friedhof, noch im Gesangsverein gab. Nirgends gab es so etwas Schönes. Ich weiß nicht womit heutzutage Fünfzehn-, Sechszehn-, Siebzehnjährige ihr Schönheitsbedürfnis befriedigen. Ich hatte schon Hölderlin und Hölderlin ist natürlich noch gewaltiger als George. Hölderlin ist nicht so aufdringlich schön wie George. George ist aufdringlich schön. Hölderlin ist tief schön. Mit Hölderlin kann man ein Leben verbringen. Mit George nicht. Wenn man das hinter sich hat, die George Epoche, dann war das halt toll, aber das war‘s.



Martin Walser – „Abstraktes Portrait“ von Herbert A. Jung, Heidelberg*

*www.jung-heidelberg.de

Sie sind mit 26 Jahren zur Gruppe 47 dazugestoßen und sind regelmäßig zu Treffen gegangen. Was ist Ihnen aus dieser Zeit geblieben?

Am liebsten würde ich sagen: Weniger als nichts. Aber gut, ich habe ihren Preis bekommen, muss aber dazu sagen, den habe ich bekommen, weil ich in diesem Betrieb schon Bekannte hatte. Ich habe gelesen 1953 in Mainz, 1954 in Cap Circeo, 1955 in Berlin. Da kriegte ich den Preis, habe ihn genommen und wusste: Hier werde ich nie wieder lesen und habe dann nie wieder bei der Gruppe gelesen. Ich fand das grauenhaft, die manipulierte Prozedur der Preisverleihung. Aber ich hatte dann Freunde, also Schriftsteller, Kollegen. Die hätte ich ja nicht gehabt sonst. Man traf sich da. Ich hatte wunderbare Freundschaften. Uwe Johnson, Hans-Magnus Enzensberger. Ich will die Geschichtsschreibung nicht korrigieren, aber alles was über die Gruppe 47 öffentlich erzählt wird, verdankt sich einer typischen Medienoptik. Dass man sagt: Die waren so kritisch und die waren das und das. Das war eine Freundschaft, das war prima. Und alles andere, alles Politische, geschenkt.

Was kommt denn in der deutschen Literatur nach der Gruppe 47?

Sie meinen, da müsste jetzt auch wieder so etwas kommen?

Die Gruppe 47 wird ja als eine Art „Literaturinstanz“ betrachtet.

Aber das war doch keine Instanz! Es war eine höchst manipulierte Medienerscheinung. Und das war das Talent von Hans-Werner Richter. Das ist doch lächerlich.

Das heißt, Sie würden eine Aussage, wie: „Der deutsche Intellektuelle stirbt aus“ nicht unterzeichnen?

Der Intellektuelle ist kein Biotop, das durch Umstände aussterben kann. Weil: Dann sterben die Menschen aus. Ich bin nicht sicher, ob ich wirklich ein Intellektueller bin. Aber sagen wir, es gibt typischere Intellektuelle als mich. Nur um ein Beispiel zu nennen: Der typischste Intellektuelle war Walter Jens. Den Intellektuellen wird es immer geben.

Was zeichnet für Sie Walter Jens aus als typischen Intellektuellen?

Dass er selbst an das glaubt, was er sagt. Seine Sprache, seine Begriffe, seine Wörter, seine Sätze überzeugen vor allem ihn selbst. Er kann alles kritisieren, nur nicht sich selbst.

Geht Ihnen das nicht auch so?

Sei vorsichtig. Denn das ist der Unterschied. Ich bin in dieser Beziehung nie ein Intellektueller gewesen. Ich war nie überzeugt. Ich könnte Ihnen jetzt meine Tagebücher zur Lektüre empfehlen, da steht das alles drin. Und das ist im Grunde genommen der Unterschied zwischen einem Intellektuellen und einem Schriftsteller. Der Schriftsteller ist viel weniger von sich überzeugt als der Intellektuelle. Der Intellektuelle kann sich seine Überlegenheit beweisen. Weil er so gescheit ist, so gebildet ist. Der kann das beweisen, wie viel klüger er ist, als fast alle anderen. Der Schriftsteller kann das nicht. Ich habe da mal einen Satz geschrieben, der hieß: „Der Schriftsteller sagt etwas so schön, wie es nicht ist.“ Der Intellektuelle sagt es, so wie es ist.

Aber religiöse Fanatiker sind auch davon überzeugt, dass sie klüger sind. Sie glauben ebenfalls, dass sie die einzig wahre Überzeugung haben. Wo liegt da der Unterschied zum Intellektuellen?

Dafür gibt es ein mieses Wort, das ich hier zum ersten und zum letzten Mal anwende: Intellektuelle sind Schreibtischtäter.

Etwas ganz anderes: Viele Ihrer Schriftstellerkollegen sind ja nach Berlin gezogen, oder in andere sogenannte Kulturstädte. Aber Sie sind dem Bodensee treu geblieben. Gibt es dafür einen Grund?

Das Wort treu passt da überhaupt nicht. Ich wollte immer weg. Als ich noch mit Uwe Johnson befreundet war und er in West-Berlin war, hat er mir jeden Montag den *Tagesspiegel* geschickt mit Immobilien. Und ich habe es studiert und gesagt: Diese Villa nehmen wir. Die waren damals viel billiger als die Häuser am Bodensee. Für dreihunderttausend Mark kriegtest du da ein historisches Gebäude mit zwölf Türmchen und 3000m². Ich war ganz fest entschlossen, dass wir wegmüssen von Friedrichshafen. Wir haben es nicht geschafft. Es war immer unser Spiel nach Berlin oder München zu gehen. Wir haben das ernsthaft vorgehabt.

Warum ist es gescheitert?

Woher soll ich das wissen?

Das klingt schon fast, als wären Sie unzufrieden damit, dass Sie am Bodensee geblieben sind.

Das wollten mir die Leute ja auch einreden. Zum Beispiel: Als ich anfing mich nicht einverstanden zu sehen mit der deutschen Teilung. Als ich sagte: Es geht nicht, für mich gehört Deutschland zusammen, da hieß es in der Zeitung, der vom Bodensee interessiert sich für die deutsche Teilung. Da sehen Sie, das war sicher ein Intellektueller, der das geschrieben hat. (lacht) Für mich war Thüringen und Sachsen Heimat, weil ich Karl May und Nietzsche gelesen hatte. Und Karl May und Nietzsche konnten nicht im Ausland sein. Basta. Als Leser habe ich reagiert. Das war das Schlimmste, Lächerlichste. Dass das gut ausgegangen ist, darauf trinke ich ewig. In Eurer Lebensgeschichte wird es niemals so einen Glückstag geben wie diesen Novembertag des Mauerfalls. Das war der größte Tag in der deutschen Geschichte. Und übrigens: Er wurde nicht von den Intellektuellen produziert, sondern von dem, was man das Volk nennt. Die Intellektuellen, und zwar auch der, den ich vorhin so genannt habe, die haben damals geschrieben: Deutschland seien zwar zwei Staaten, aber eine „Kulturnation“, ein Wort, das von Intellektuellen kam. Die haben dieses Provisorium, als dass es ja auch gedacht war, verewigt als ewigen Zustand. Das gehörte zum Bestand meiner Verhängnisse.

Ich habe in meiner Paulskirchenrede, weil ich gedacht habe, ich spreche nur zu Deutschen und nicht auch zu jüdischen Mitbürgern, die eben auch Deutsche waren, gesagt: „Die Instrumentalisierung von Auschwitz.“ Das wurde mir furchtbar vorgeworfen, weil die jüdischen Mitbürger gedacht haben, ich meine damit irgendeine Wiedergutmachung. Ich meinte mit „Instrumentalisierung von Auschwitz“ nichts anderes als die Argumente von meinen Freunden und Kollegen, die gesagt haben, die Teilung sei die Strafe für Auschwitz. Das war für mich eine Instrumentalisierung. Die Teilung war keine Strafe für Auschwitz, das war das Interesse der umgebenden Nationen, dieses Deutschland endlich zu teilen. Und deswegen haben Sie versucht, diese Teilung zu rechtfertigen. Historiker, Professoren mit höchstem Namen, haben unglaubliche Argumente geschrieben, um die Teilung zu rechtfertigen. Einer der ehrwürdigsten Historiker, ich sage den Namen jetzt nicht, schrieb: Damit ist Deutschland endlich wieder auf seinem Stand, auf den es gehört. Nämlich im 19. Jahrhundert. Kinder, das war grotesk. Und ich am Bodensee durfte dazu nichts sagen.

Was denken Sie dann von Europa und der europäischen Union?

Da denke ich, wenn ich muss, dass die Politik endlich liefern soll, was wir, die Schriftsteller, immer gewusst und gelebt haben. Mich als Beispiel. Ich habe Strindberg gelesen, als ich achtzehn war. Flaubert als ich neunzehn war. Dostojewski, immer. Wir waren nie national beschränkt. Wir waren immer Europäer. Strindberg war mir so nah, wie mir kein Deutscher je sein kann. Wegen seiner ungeheuren Fähigkeit zu leiden und dieses Leiden auszudrücken. Und Dostojewski sowieso. Und Flaubert wegen seiner Prosa. Also wir waren doch immer europäisch gesonnen. Ein Schriftsteller, der nur deutsch gesonnen gewesen wäre, der war absurd. Und jetzt soll die Politik doch mal eine Fassung liefern, die unserem europäischen Bewusstsein endlich entspricht.

Was planen Sie als Nächstes?

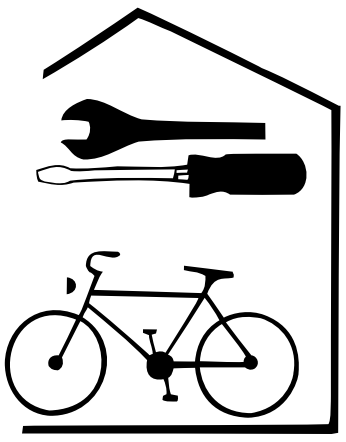
Das war eine liebenswürdige Formel, aber die gibt es für mich nicht. Planen, als Nächstes. Ich bin in einem Produktionskontinuum, ununterbrochen. Schreiben ist eine Lebensart geworden. Wenn ich hier ins Hotel gehe, kann mir ein Satz einfallen, den ich leider dann einfach hinschreiben muss. Vielleicht kann ich ihn für meinen nächsten Roman brauchen. Man weiß ja nie. Insofern, Sie haben ja Recht, in meinem Alter muss ich mir das Nächste buchstabieren. Ich habe leider noch mehr Projekte, als ich realisieren kann. Das ist mein Pech. Deshalb muss ich mir auch sagen lassen bei jedem Buch: Jetzt ist er so alt. Das könnt Ihr Euch nicht vorstellen. Und das sind ja Intellektuelle, die das sagen. Dass da einer einmal sagen würde, was ich mir selber sage: Toll.

Das vollständige Interview findet Ihr auf *www.ruprecht.de*

Hochschule in Kürze

Die Exellenziniative wird fortgeführt – In einem Grundsatzbeschluss haben sich die Wissenschaftsminister von Bund und Ländern geeinigt, das Förderprogramm für ausgesuchte „Exellenzuniversitäten“ (darunter Heidelberg) über 2017 hinaus fortzusetzen. Jedes Jahr werden dabei rund 450 Millionen Euro investiert. Anders als bisher soll das Geld aber nicht nur für die Forschung, sondern auch für die Lehre ausgegeben werden und damit stärker den Studenten zugute kommen. Wofür Unis fortan Geld beantragen können, ist bisher noch unklar. Bundeskanzlerin Merkel und die Ministerpräsidenten sollen den Beschluss am 11. Dezember absegnen. **(mab)**

URRmEL zieht um – Die studentische Fahrrad-Selbsthilfewerkstatt URRmEL im Neunheimer Felkd zieht um. Bisher war sie in drei Containern hinter dem INF 161 untergebracht, nun muss sie einem Parkhaus weichen. Der neue Standort befindet sich am Klausenpfad



auf dem Gelände des INF 706. Für den Aufbau am 15. und 16. November werden noch Helfer gesucht.

StuRa-Büro bald vom Feuer geschützt – Im Büro des Studierendenrats in der Albert-Ueberle-Straße 3-5 stehen in den nächsten Monaten größere Umbaumaßnahmen an. Ursprünglich nur als Provisorium im Keller der Villa Bergius gedacht, ist es in den letzten Jahren Heimat von zahlreichen Fachschaften und Hochschulgruppen geworden. Auch der *ruprecht* haust dort. Dabei ist das Gebäude hochgradig brandgefährdet. Im gesamten Komplex befinden sich keine Rauchmelder und Feuerlöscher. Direkt neben der Küche befindet sich ein Lüftungsschacht. Seit 2008 wurden diese Mängel in einem Brandschutzbericht aufgelistet. Doch erst in diesem Herbst wurde die Uni aktiv. Die anstehende Generalüberholung sieht vor, Brandschutztüren und Brandschutzwände einzufügen und vorhandene zu verstärken. Zudem werden Feuerlöscher und Rauchmelder angebracht. Die Hauptkosten übernimmt das Bauamt der Uni. Doch auch der StuRa muss sich beteiligen. Im Gespräch sind Kosten von 8000 bis 9000 Euro. **(mgr)**



Perspektive statt Solidarität

Die Ergebnisse des Hochschulfinanzierungsvertrags sind in Eckpunkten beschlossen – allem voran steht eine bedeutungsschwere Namensänderung

Seit Oktober letzten Jahres stehen Landesregierung und Landesrektorenkonferenz (LRK) offiziell in Verhandlung über den 2015 anlaufenden Hochschulfinanzierungsvertrag. Noch im Mai regten sich Proteste, initiiert durch die LRK, Rektorate und Studenten. Besonders der landesweite Aktionstag unter dem Motto „Weiter sparen heißt schließen – Universitäten in Not“ zog große Aufmerksamkeit auf das Thema. Nun sind erste Ergebnisse erreicht.

„Perspektive 2020“ heißt der neue Vertrag. Durch die Namensänderung möchte die Landesregierung sich von den vorher „Solidarpakt“ genannten Finanzierungsverträgen abgrenzen. Diese verlangten vor allem den Hochschulen Solidarität in Form von Verständnis für Sparmaßnamen des Landes ab. Stattdessen würden nun Perspektiven auf eigene Schwerpunktsetzung und freieres Agieren der Hochschulen eröffnet, so Theresia Bauer (Grüne), Ministerin für Wissenschaft, Forschung und Kunst. Diese Handlungsfreiheit soll sich besonders durch eine dynamische Anhebung der Grundfinanzierung um jährlich drei Prozent ermöglichen. Zudem sollen Bausonderprogramme gefördert werden und die steigenden Energiekosten Berücksichtigung finden. Damit wird den Kernforderungen der LRK weitgehend entgegengekommen. Hans-Jochen Schiewer, Rektor der Universität Freiburg und Vorsitzender der LRK zeigt sich zufrieden: „Zu Beginn der Verhandlungen standen noch Kürzungsüberlegungen und Deckelungen der Personalkosten im Raum. Wir sind froh, dass es stattdessen einen Zuwachs der Landesfinanzierung geben wird.“ Ministerin Bauer betont darüber hinaus: „Dies ist ein starkes Bekenntnis zum Wissenschaftsstandort Baden-Württemberg.“



Foto: MWK/Jan Potente

Wissenschaftsministerin Theresia Bauer und Finanzminister Nils Schmid mit Hochschulrektoren und -kanzlern. Einer fehlt: Bernhard Eitel

Auch in Heidelberg waren vorab dramatische Bilder entworfen worden. Rektor Bernhard Eitel betonte damals im *ruprecht*-Interview (Ausgabe Nr. 150): „Wir fahren 280 gegen eine Wand.“ Jetzt scheinen die Ergebnisse den Bedürfnissen der Hochschulen entgegenzukommen. Eitel relativiert die zuvor erklärte Ausweglosigkeit: „Wir können nun mit vorsichtigem Optimismus in die Zukunft blicken, doch aufatmen können wir noch nicht.“ Dazu seien die konkreten Auswirkungen auf die Universität Heidelberg abzuwarten. Seit Mitte September finden jene Detailverhandlungen zur Verteilung der Finanzmittel auf die unterschiedlichen Hochschularten und die Festsetzung entsprechender Gegenleistungen statt. Noch diesen Herbst sollen die Verhandlungen laut Landesregierung abgeschlossen sein. Bei aller Zufriedenheit bleibt Schiewer dennoch kritisch. Es handle sich bei den Neuerungen eher um einen Ausgleich der Defizite aus den vergangenen Jahren.

Ein Dorn im Auge der Rektoren ist zudem die ab 2020 greifende Schuldenbremse. Während Ministerin Bauer den Vertrag als klares Signal auch für die Zeit nach 2020 bewertet, äußert Schiewer Bedenken: „Das wird uns absehbar vor unangenehme Alternativen stellen, wenn man das Studienplatzangebot nicht abbauen will: den Finanzierungsbedarf der Hochschulen durch höhere Steuern oder durch Studiengebühren zu sichern.“ Auch bundesweit ist die Diskussion darum erneut entflammt. Besonders seit der Präsident der Hochschulrektorenkonferenz Horst Hippler sich für die deutschlandweite Etablierung von „nachgelagerten Studiengebühren“ ausgesprochen hatte – ein Konzept demzufolge gut verdienende Absolventen nach an sich kostenfreiem Studium einen Teil ihres Einkommens zurückbezahlen sollen. Ministerin Bauer wehrt sich gegen die Wiedereinführung der 2012 abgeschafften Gebühren: „Die Idee der ‚nachgelagerten‘ Studiengebühren überzeugt mich schon allein organisatorisch nicht: Wie sollten die Unis von ihren Alumni Geld eintreiben?“ **(chd)**

„Perspektive 2020“

So heißt der neue Hochschulfinanzierungsvertrag, der im Januar 2015 in Baden-Württemberg anlaufen wird. Zentrale Einigungen bestehen hinsichtlich der

- Anhebung der Grundfinanzierung um jährlich drei Prozent
- 100 Mio. Euro pro Jahr zur Einrichtung von Bausonderprogrammen
- Berücksichtigung der steigenden Energiekosten und Ausgleich der entgangenen Steigungsraten

URZ wird umstrukturiert

60 Prozent der PC-Arbeitsplätze in Pools werden abgeschafft

Das Universitätsrechenzentrum (URZ) nimmt Umstrukturierungen des Gebäudes Im Neuenheimer Feld 293 vor. Dabei soll sich das URZ von dem reinen Standort für Server, der ursprünglich namensgebend war, hin zu einem Zentrum für IT-Service entwickeln. Bei den anstehenden Umstrukturierungsmaßnahmen werden ein Großteil der Arbeitsplätze in den PC-Pools abgeschafft und umfunktioniert.

Dies geht einher mit der neuen Ausrichtung, wonach sich das URZ mehr als Dienstleister für Forschung und Lehre denn als reinen technischen Standort für Rechenleistung sieht. Ziel ist es, insgesamt 1000 virtuelle Maschinen – also eigenständige Einheiten, die aber nicht zwangsläufig physisch getrennt sein müssen – einzurichten, welche eine Cloud bilden sollen. Diese kann Studenten sowie der Forschung bei Bedarf kurzfristig zur Verfügung stehen.

Die Umbauarbeiten in den URZ-Räumlichkeiten sehen vor, dass vormals PC-Pools und durch Studenten nutzbare Räume zu Büroflächen umfunktioniert werden. Damit wird dem Umstand Rechnung getragen, dass eine stärkere Konzentration auf Dienstleistungen mehr Personal und die entsprechenden Flächen benötigt. Auch sind die Schulungen nicht mehr so stark gefragt und der Fokus soll in der Zukunft stärker auf speziellere, dezentral organisierte Kurse gelegt werden. Neben neuen Büros entsteht eine sogenannte Lounge, die eine bessere Arbeitsatmosphäre bieten und sich speziell für Gruppenarbeit eignen soll. Ob hier auch feste Rechner installiert werden, ist noch nicht abschließend geklärt. „Wir sehen einen Trend zur Mobilisierung bei den Studenten. Viele bringen ihren Laptop oder ihr Tablet mit, sodass die Nachfrage nach festen PC-Arbeitsplätzen immer weiter zurückgeht“, sagt Thorsten Adelmann, der stellvertretende Direktor des URZ. Die meisten Studenten würden lieber in Ruhe an ihren eigenen Geräten arbeiten. Es werden insgesamt rund 60 Prozent der festen Computer-Plätze abgebaut, sodass am Ende noch 38 Plätze zur Verfügung stehen werden. Bei diesen noch vorhandenen Rechnern handelt es sich sowohl um Apple- als auch um Microsoft-Computer.

Unter den Studenten gibt es auch kritische Stimmen, die sich weiterhin eine gute Verfügbarkeit von fest installierten Computern wünschen. Die Statistiken des URZ zeigen jedoch, dass die Auslastung der Arbeitsplätze Jahr für Jahr zurückgeht. Ein weiterer Grund für Abschaffung der PC-Arbeitsräume ist die Klimatisierung der Räume, die sehr energieintensiv und für nur wenig ausgelastete Räume nicht effizient ist. In dem Pool der sich im Keller befindet, sorgt außerdem das Rauschen der veraltete Klimaanlage für eine unangenehme Geräuschkulisse.

Bei den Umstrukturierungsmaßnahmen handelt es sich um eine Investition in die Zukunft, die jetzt für einige Studenten eine Umstellung bedeuten kann. Jedoch ist für die Mehrzahl ein starkes und verlässliches WLAN-Signal für die tägliche Arbeit entscheidend und die Bedeutung von festen PCs in Zeiten von immer leistungsfähigeren Mobilgeräten wird auch weiterhin abnehmen. **(jop)**

Nur das Allernötigste

Ein Kommentar zur BAföG-Reform von Vicky Otto

Anfang Oktober hat die Bundesregierung ihren Gesetzesentwurf zur BAföG-Reform verabschiedet. Darin vorgesehen sind unter anderem eine Erhöhung von Förderungshöchstsatz und Elternfreibeträgen um sieben Prozent zum Wintersemester 2016.

Das Gesetz sieht jedoch lediglich eine zu geringe und zeitlich zu stark verzögerte Erhöhung der Gelder vor und lässt dringend notwendige strukturelle Verbesserungen vermissen:

Werden die Bafög-Sätze nur um sieben Prozent und mit zeitlich aufgeschobener Wirkung angehoben, vermag dies nicht einmal den durch die Inflation verursachten Preisanstieg seit der letzten Anpassung im Jahr 2010 auszugleichen.

Auch wird eine ganze Generation von Studierenden ihre Hochschullaufbahn abgeschlossen haben, ohne je von einer Anpassung der Fördergelder profitiert zu haben – während Wohnraummieten sowie Ausgaben für Mobilität oder Lebensmittel stetig angestiegen sind. Von einer an den tatsächlichen Umständen orientierten Unterstützung aller Studierenden kann damit keine Rede sein.

Um in Zukunft zu verhindern, dass die Fördersätze der realen Preisentwicklung hinterherhinken, müsste eine regelmäßige Anpassung der Bafög-Sätze an die steigenden Lebenshaltungskosten festgeschrieben werden, wie es seit langem gefordert wird. Ohne diese dringend nötige Reform erscheint der Gesetzesentwurf insgesamt als zögerlich.

Sollte mit der Erhöhung tatsächlich weitere zwei Jahre gezögert werden, bleibt zahlreichen jungen Menschen, die sich in dieser Zeit für oder gegen ein Studium zu entscheiden haben, mangels Finanzierungsmöglichkeiten der Hochschulzugang verwehrt.

Dies wiegt umso schwerer, als das Phänomen der Jugendarmut wächst. Für die Zukunft der Betroffenen stellt die unzureichende Studienförderung ein Desaster dar. Weil viele von ihnen zugleich Kinder bildungsfernerer Familien sind, trägt eine halbherzige BAföG-Reform dazu bei, dass auch zukünftig überproportional viele aus Akademikerfamilien stammende Menschen studieren können. Damit wird Deutschland auch weiterhin in Sachen Bildungsgerechtigkeit schlecht abschneiden.

Sollte also der Entwurf in den anstehenden Debatten im Bundestag keine Änderungen erfahren, ist es um das Recht auf Chancengleichheit schlecht bestellt.

Mit kleinen Schritten

Im Mai 2013 wurde nach mehr als 30 Jahren die Verfasste Studierendenschaft in Baden-Württemberg wieder eingeführt. Eine Bilanz

„36 Jahre staatlich verordneter Sprachlosigkeit“ haben ein Ende, verkündet die Präambel der Satzung der Verfassten Studierendenschaft (VS). Im Mai 2013 konstituierte sie sich als Vertretung der Interessen der Studierenden. Der Satzungstext spielt auf die 1977 unter Ministerpräsident Hans Filbinger beschlossene Abschaffung der Verfassten Studierendenschaft an.

Nach der Konstitution im Mai 2013 hatte der StuRa im ersten Jahr seines Bestehens vor allem mit administrativen Vorgängen zu tun, sowie mit kleineren und größeren Startschwierigkeiten zu kämpfen. Zunächst ging es darum, die Wahl des Studierendenrates (StuRa) für November zu organisieren. Für viel Furore bei den Studierenden selbst sorgte die Neuerung in der studentischen Interessensvertretung nicht. Lediglich knapp 14 Prozent aller Wahlberechtigten fanden den Weg zu den Urnen, um ihre Vertreter zu wählen.

Dabei soll der StuRa ihren Belangen Gehör verschaffen, etwa wenn es um Prüfungsordnungen geht. Auch ein Jahr später scheint der StuRa noch nicht gänzlich im Bewusstsein der Studierenden angekommen zu sein, dabei erarbeiten die Mandatsträger sogar politische Positionen – im Namen der gesamten Studierendenschaft. Oder möglicherweise doch nur im Namen der 14 Prozent, die ihn gewählt haben? Darüber lässt sich streiten. Aber zu wichtigen Themen, wie beispielsweise dem Asylrecht, oder der gewaltsamen Räumung des Majdan in Kiew Anfang des Jahres, suggerieren die Pressemitteilungen des StuRas ein geschlossenes Bild von knapp 30 000 Studierenden.

Die Aufgaben und Wirkungsweise der VS sind vielen Studierenden nicht bekannt. Sie selbst geht davon aus, dass es nur eine Frage der Zeit ist, bis sich die wiedereingeführte VS auch in den Köpfen der Studierenden etabliert hat. „Demokratische Prozesse brauchen Zeit“, blickt die Referatskonferenz, das exekutive Organ der VS, auf die erste Legislaturperiode zurück. Das ist sicherlich zutreffend, im Fall des StuRas brauchen sie aber oft zu viel Zeit. Effizient sind die Arbeitsabläufe meistens nicht. Da der Rat nur bei Anwesenheit von 50 Prozent der Mitglieder beschlussfähig ist, zog sich schon manche Sitzung bis tief in die Nacht. Angeblich nutzen einige Gruppen diese Regelung aus, um Beschlüsse bewusst aufzuschieben, und nehmen nicht an den Sitzungen teil, wie einige Fachschaftsvertreter zu berichten wissen. Außerdem tagt der StuRa nur alle zwei Wochen – Beschlüsse und Anträge müssen jedoch zwei Lesungen durchlaufen, bevor über sie abgestimmt wird. Gerade wenn akuter Handlungsbedarf besteht, wie derzeit zu einer Petition gegen die geplante Umstrukturierung der Qualitätssicherungsmittel, ist die Wirkmächtigkeit des Rates begrenzt. In einem solchen Fall muss ein Eilantrag gestellt werden.



Foto: jop

Der StuRa wird ein Jahr alt! Ein Grund zum Feiern?

Auch die Finanzen des StuRa sorgten im letzten Jahr immer wieder für Diskussionen. Jeder Studierende zahlt mit seinem Semesterbeitrag 7,50 Euro an die VS. Allein durch diese Beiträge kommt die VS auf mehr als 260 000 Euro. Hinzu kommen Erträge aus Veranstaltungen oder Spenden. Gut 40 Prozent des Etats gehen an die Fachschaften, die davon unter anderem Ersti-Veranstaltungen finanzieren. Allerdings wendet die VS ebenfalls 40 Prozent für die schlichte Selbstverwaltung auf. Seit Kurzem beschäftigt sie sogar zwei Sekretärinnen, die Ordnung in den Wust aus Rechnungen, Anträgen und Papieren bringen sollen. „Zu Zeiten der Fachschaftskonferenz verlief vieles informeller. Das hat sich nun geändert“, erklärt Glenn Bauer, Außenreferent des StuRas. Durch ihre Unterstützung ermöglichen sie es der VS, sich stärker auf die inhaltliche Arbeit zu konzentrieren. Des Weiteren gewährleisten sie eine gewisse Kontinuität in den Abläufen. Studierende, die organisatorische Aufgaben ehrenamtlich übernehmen, geben diese zum Ende ihrer Zeit an der Uni wieder ab – ihr Wissen geht somit verloren. Die Anstellung gelernter Kräfte, die sich mit Verwaltungsangelegenheiten wie Buchhaltung auskennen, rechtfertigt die VS mit der so geschaffenen Rechtssicherheit. Für etwaige Fehler könnten die Beteiligten haftbar gemacht werden. Auch aus Zeitgründen ist es den meisten Studierenden einfach nicht möglich, tief genug in die Materie einzusteigen.

Die VS hat generell mit Personalmangel zu kämpfen. Ein Grund, weshalb viele Studierende sich scheuen, Teil der VS zu werden, ist der enorme Zeitaufwand. „Die meisten sehen die Uni eher als Dienstleister, deren Angebot sie für die Zeit ihres Studiums in Anspruch nehmen. Darüber hinaus ist das Engagement eher gering“, erklärt Glenn Bauer. Zum einen liegt das an den Strukturen, die durch die Bologna-Reform geschaffen wurden. Ein weiteres Problem kommt aber nicht aus Brüssel, sonder naus dem Direktorat der Ruperto Carola: Die Uni lässt nicht zu, dass hochschulpolitische Ämter, wie ein StuRa- Mandat, für Studienzeitverlängerungen anerkannt werden. Auch in anderen Feldern scheint das Rektorat eher begrenzt Interesse an einem kommunikativen Verhältnis zur VS und zum StuRa zu haben, so sehen es zumindest die VS-Vertreter. „Bei keiner der bisherigen StuRa-Sitzungen war ein Rektoratsmitglied anwesend – trotz wiederholter Einladung“, erklärt Kirsten Pistel, Gremienreferentin des StuRa. Auf der Jubiläumsfeier der Uni am 18. Oktober bedachte Rektor Eitel die VS und ihre Arbeit nur am Rande. Er bezeichnete sie als „wichtige Veränderung“, die Zusammenarbeit mit ihr spiele sich auf „allen Gremienebenen weiter ein“.

Die Arbeitsatmosphäre innerhalb der VS empfinden die Mitglieder der Referatskonferenz hingegen als gut und produktiv. „Wir hätten nicht geglaubt, dass wir innerhalb einer Legislaturperiode so weit kommen“, erklärt deren Vorsitzende, Katharina Peters. Es seien die kleinen Dinge, die man erreicht habe, die zeigen, dass man auf dem richtigen Weg sei.

Vielleicht sind diese Errungenschaften, wie einzelne neue Drucker in manchen Instituten aber zu gering, um die VS im Bewusstsein der Studierenden als ihr Sprachrohr zu verankern. Lob kommt paradoxerweise vor allen Dingen von außerhalb, nämlich von anderen Hochschulen in Baden Württemberg. Wie Glenn Bauer zu berichten weiß, sind viele andere Universitäten noch hauptsächlich damit beschäftigt, die Strukturen für zielführende Arbeit zu schaffen. In Heidelberg hingegen werde bereits erheblich mehr inhaltliche Arbeit geleistet.

Vom 25. bis zum 27. November können die Studierenden zum zweiten Mal den StuRa wählen. Die wichtigsten Themen im kommenden Jahr werden die anstehende Lehramtsreform und der Kampf um die Qualitätssicherungsmittel werden, so Kirsten Pistel. Geplant ist auch eine unentgeldliche Rechtsberatung für die Studierenden. Vielleicht kann es die VS damit schaffen, die Aufmerksamkeit der Heidelberger Studis auf sich zu lenken. **(kap)**

Geld fürs Ehrenamt

Dürfen strukturelle Probleme im StuRa durch Aufwandsentschädigungen gelöst werden? Eine Grundsatzdebatte ist entbrannt

Im StuRa gibt es zwei unbeliebte Ämter: das des Protokollführers und das der Sitzungsleitung, die aus zwei bis sechs StuRa-Mitgliedern gebildet wird. Das Protokoll, die Organisation des Sitzungsablaufes und die Moderation der mehrstündigen StuRa-Sitzung sind für die Studierendenvertretung unabdingbar. Doch Ehrenamtliche für diese Aufgaben zu finden, scheint im StuRa fast unmöglich. Die beiden ersten Sitzungsleiter sind zurückgetreten, da die Menge der Arbeit sie überforderte. Eine Aufwandsentschädigung für diese Posten könnte nun der Problematik Abhilfe schaffen.

Zwar geht es nur um 30 Euro, die pro Sitzung an die Amtsinhaber gehen sollen, doch aus dem Anreiz ist eine Grundsatzdiskussion entbrannt. In Mensen und Seminarräumen verbreiten sich Zahlengerüchte: Es ist von tausenden Euro und monatlichen Gehältern die Rede, die StuRa-Mitglieder für ihr hochschulpolitisches Engagement entlohnen sollen. Zweimal wurden schon Änderungsanträge erhoben, einmal befand man die Sitzung nicht als beschlussfähig, da unterbesetzt, weshalb die Diskussion nun schon seit August um den Ausgabepunkt von etwa 1400 Euro kreist. Adrian Koslowski, StuRa-Vertreter der Fachschaftsinitiative Jura, hat kein Verständnis für die Aufwandsentschädigung. „Alles Geld muss den Studierenden zu Gute kommen“, sagt er. Der StuRa müsse sich erst bei den Studenten etablieren, „indem er seiner Aufgabe gerecht wird, anstatt sich zu diskreditieren“. Ihm geht es ums Prinzip: Einmal zugelassen, würden immer mehr Mitglieder Ansprüche auf Entschädigung erheben.

Michael Reiß, StuRa-Vertreter der Fachschaft VWL, will der Diskussion den Wind aus den Segeln nehmen. Er argumentiert, dass pro Student nur fünf Cent für die Entschädigung gezahlt würden. Dieser geringe Betrag sei für die strukturelle Erleichterung der Arbeit im StuRa angemessen. Wer im StuRa über die Geldverteilung entscheidet, dürfe nicht selbst das Geld erhalten, finden die Kritiker. Daher sind sie zu einem Kompromiss bereit: Der Protokollant dürfe, weil er nur verwaltende Tätigkeiten ausführe, entschädigt werden. Der Sitzungsleiter nehme aber an den Entscheidungen teil, bestimme die Reihenfolge der Themen und sei daher befangen. Er dürfe kein Geld erhalten. Adrian fordert, dass man sich wieder auf die eigentliche Verantwortung für die Verwaltung des Studienbeitrags besinnen sollte. Die Aufwandsentschädigung sei da kontraproduktiv. Dass man sich ohne die finanzielle Unterstützung nicht engagieren könne, sei angesichts des geringen Obulus „völliger Quatsch“. Den entfachten Medienhype hält Michael für reinen Populismus, „in jeder Sitzung werden Gelder größerer Summen an Hochschulgruppen und Studenteninitiativen verteilt, und das ist auch gut so. Inhaltlich passiert da viel mehr.“ Stundenlang wurde debattiert, mit „teils unangenehmen Anschuldigungen“.

Michael sagt: „Es gibt Themen im StuRa, die mehr Aufmerksamkeit verdienen.“ Und dass im kommenden Wahlkampf der Erfolg mit der Wahlquote steht und fällt, darin sind sich zumindest alle StuRa-Mitglieder einig. Die Hoffnung ist, dass mehr Wählerstimmen mehr Listenkandidaten in den StuRa bringen, und Studenteninteressen noch besser vertreten werden könnten als bisher. **(mit)**



Foto: kgr

Noch viel zu tun: Das Studierendenwerk übt sich in politisch korrekter Sprache

Umgetauft

Pünktlich zum neuen Semester gibt es eine wesentliche Neuerung im Unibetrieb: Das Studentenwerk heißt nun – genderneutral – Studierendenwerk. Nun müssen diverse Änderungen vorgenommen werden: Briefköpfe, Hinweisschilder und Internetauftritte müssen dem neuen Namen angepasst werden. Auch Grundbucheinträge und Steuervermerke müssen ab sofort auf das „Studierendenwerk“ umgeschrieben werden. Die Kosten für diese Umstellung belaufen sich allein in Heidelberg auf 50 000 bis 60 000 Euro. Die Namensänderung geht auf das dritte grün-rote Landeshochschulgesetz zurück, und betrifft alle acht Werke in Baden-Württemberg. Kritik rufen vor allem die Kosten dieser Maßnahme hervor, die die Werke aus eigener Tasche bezahlen müssen. **(kap)**

Zum Pumpen in den Park

In den USA ist es bereits die neue Trendsportart. Nun erobert Calisthenic die Städte Deutschlands



Foto: S.B. Photography (Facebook)

Die Schwerkraft besiegen: Sven bei der Übung „Human Flag" – der menschlichen Flagge

Wir trafen erwachsene Menschen auf einem Kinderspielplatz, aber weit und breit keine Kinder. Statt Kindergeschrei hörte man Dinge wie „Auf geht's, komm schon, das muss weh tun!" oder „Komm, noch drei. Runter mit dir. Noch zwei. Komm, der letzte. Noch einmal! Okay eine Minute Pause."

Was hier nach Trainingslager für Rekruten der Bundeswehr oder einem Treff für anonyme Sadisten klingt, ist in Wirklichkeit ein neuer Trendsport aus den USA. Gemeint ist Calisthenic – eine Mischung aus Turnen, Akrobatik und klassischem Krafttraining. Trainiert wird nur mit dem eigenen Körpergewicht. Bevorzugter Trainingsort: der Kinderspielplatz.

Die Sportart Calisthenic stammt ursprünglich aus den USA, wo diejenigen, die nicht in ein Fitnessstudio gehen wollten oder aus finanziellen Gründen nicht gehen konnten, nach Alternativen suchten. Man nahm, was vorhanden war. In den meisten Fällen waren das die Klettergerüste auf den Kinderspielplätzen. Genau hier machten vor ein paar Jahren junge Männer wie „Hannibal for King" oder Frank Medrano auf sich aufmerksam. Sie kombinierten klassische Kraftübungen wie Klimmzüge mit 360-Grad-Sprüngen oder machten an Parallelstangen Liegestütze mit den Beinen in der Luft. Innerhalb weniger Wochen wurden ihre Youtube-Videos von Millionen Menschen angeschaut und fanden viele Nachahmer.

Mittlerweile ist Calisthenic auch in Deutschland angekommen und bringt das Training vom Fitnessstudio nach draußen ins Freie. Was die Anzahl an geeigneten Trainingsplätzen angeht, ist Deutschland allerdings spärlich besetzt. In jedem Dorf unserer Nachbarländer gibt es mehr Möglichkeiten zu trainieren als hierzulande. Aus diesem Grund setzt sich die Calisthenic-Gruppe in Mannheim für den Bau eines neuen Calisthenic-Parks ein. Geplant ist der Park auf dem Pfalzplatz im Mannheimer Stadtteil Lindenhof. „Wir haben schon Sponsorenzusagen von 3000 Euro gesammelt, um zeigen zu können, dass es großes Interesse an so einem Park gibt", erzählt Lars Schmid, Mitbegründer der Mannheimer Calisthenic-Gruppe. „So ein Park in Deutschland kostet mit TÜV je nach Größe 10000 bis 30000 Euro", erzählt Lars weiter.

Auch in Heidelberg wird fleißig an der Stange (englisch *bar*) trainiert.



Foto: nik

Eine sehr schwierige Übung, auch für Fortgeschrittene: der „Back-Lever"

Die Calisthenic-Gruppe der „Heidelbarz" trainiert drei Mal in der Woche, davon zwei Mal auf dem Schulhof der Käthe-Kollwitz-Schule in Bergheim und ein Mal auf dem Kinderspielplatz in der Freiburger Straße in Rohrbach. Gründer der „Heidelbarz" ist Fitnesstrainer Patrick Berger. Als Alternative zu seinem täglichen Fitnesstraining betreibt er in seiner Freizeit mit Gleichgesinnten Calisthenic. „Wir hatten sonst nichts darüber gefunden und dachten wir gründen direkt eine Gruppe, suchen uns Leute, die Lust auf Calisthenic haben und bieten den Leuten einfach eine Trainingsmöglichkeit, ohne ins Fitnessstudio zu gehen, oder Geld dafür bezahlen zu müssen", sagt Patrick.

Wie bei jeder Sportart wird sich zuallererst warm gemacht; niemand will sich einen Muskel reißen oder überdehnen. Auf welche Art man sich warm macht, bleibt jedem selbst überlassen. Der eine benutzt ein Springseil, der andere joggt im Viereck oder macht den „Hampelmann". Nach dem Aufwärmen macht jeder weiter wie er möchte. Die eine Gruppe trainiert mit den mitgebrachten Ringen, die am Klettergerüst festgemacht werden, die andere Gruppe geht an die Stangen und trainiert verschiedene Klimmzugvarianten. Bei Calisthenic muss man sich hin und wieder etwas einfallen lassen, was man mit den vorhanden Gerüsten oder Stangen anfangen will. Außerdem drückt einem niemand einen Trainingsplan in die Hand wie im Fitnessstudio. Viele, die Calisthenic betreiben, sind noch, oder waren einmal in einer „Muckibude". Das stumpfe rauf und runter Bewegen der Hanteln wurde ihnen zu eintönig.

Calisthenic-Training bietet nicht nur Abwechslung, sondern bezieht den Körper als Ganzes mit ein. „Der Vorteil ist, dass man den kompletten Körper trainiert, und nicht wie im Fitnessstudio nur eine Partie, also nur die Arme zum Beispiel. Bei uns ist einfach der komplette Körper mit dabei", meint Patrick.

Bei Calisthenic werden vor allem auch die oft vernachlässigten kleinen Muskeln mittrainiert, wie z.B. die sogenannte Stützmuskulatur, die bei einem isolierten Gerätetraining überhaupt nicht zum Zuge kommen würde. Außerdem läuft man bei einem Ganzkörper-Training auch nicht in Gefahr des einseitigen Muskelaufbaus. Eine Brust wie Mike Tyson, aber ein Rücken wie der Glöckner von Notre Dame sieht weder schön aus, noch ist es für die Gesundheit förderlich.

Der Nachteil bei Calisthenic ist, dass man schwer zusätzliches Gewicht dazu addieren kann. Irgendwann ist der Punkt erreicht, an dem das eigene Körpergewicht einem zu leicht vorkommt. Um die Schwierigkeit zu erhöhen, variiert man die Übungen: Liegestütze auf einem Arm oder mit einer Person auf dem Rücken; oder man schwingt sich aus der Klimmzug- Bewegung über die Stange in die Stützposition (auch Muscle-Up genannt, eine sehr schwierige Übung).

Wer mit Calisthenic beginnen möchte, der muss nicht jahrelang Krafttraining absolviert haben oder im Turnverein gewesen sein. Geduld muss man mitbringen. „Man kann eigentlich alles machen, aber es dauert wirklich ein Jahr bis man etwas perfekt drauf hat", meint Patrick. Bevor man schwierige Übungen wie den „Back Lever" (siehe Bild) oder Kunststücke mit Drehungen und Sprüngen beherrscht, müssen die Grundlagen trainiert werden. Das heißt: Liegestütze, Klimmzüge, Dips. Alle ausgefallenen, akrobatischen Übungen sind meistens Abwandlungen oder Kombinationen der Basics. Trotzdem kann man schnell Erfolge erzielen. Als Patrick vor sieben Monaten mit Calisthenic angefangen hatte, schaffte er gerade mal einen mageren Klimmzug. „Jetzt müsste ich so bei 35-38 liegen." Sein Fazit: „Vorbeischauen, mitmachen, was lernen, Spaß haben. Wir finden für jeden etwas."

Die „Heidelbarz" trainieren jeden Dienstag um 19 Uhr auf dem Spielplatz in der Freiburgerstraße in Rohrbach. Am Donnerstag um 19 Uhr und Sonntag um 17 Uhr findet das Training auf dem Schulhof der Käthe-Kollwitz-Schule statt.

Wem das Fitnessstudio zu langweilig ist und wer nach einer Alternative für Krafttraining sucht, der ist bei Calisthenic an der richtigen Adresse. Frische Luft schadet nie und der Boden für Liegestütze ist immer vorhanden. Und das Beste ist, all das gibt es kostenlos. **(nik)**

Neues Mensakonzept hat seinen Preis

Fortsetzung von Seite 1: Auch der neue Klimateller sorgt für Verwirrung. Die neuen Regelungen des Studierendenwerks verärgert die Studierenden

Noch größere Verwirrung als die überraschende Preiserhöhungen stiftet eine neue Mahlzeit namens „Klimateller". Hier entscheidet sich der umweltfreundliche Studierende bestenfalls nicht nach Gusto, sondern nach dem geringsten CO^2-Ausstoß. Die Höhe der Umweltbelastung ist hinter dem Gericht aufgelistet, berechnet wurde dies anhand des CO^2 Rechners des Landes Baden-Württemberg. Unsere Frage: Wieviel CO^2 wird bei der Currywurst ausgestoßen? Das neue Angebot liefert zwar eine „kulinarische Abwechslung", jedoch keine Erklärung, wie damit das ursprüngliche Ziel, den Lebensmittelüberschuss zu vermeiden, erreicht werden kann. Aus studentischer Sicht sind die Änderungen schwer nachzuvollziehen, vor allem, wenn das Mittagessen sich derart im Geldbeutel bemerkbar macht.

Die Mensabetreiber argumentieren, dass es sich beim „eat & meet" um ein klassisches Café und nicht um eine Mensa handle. Diese Begründung scheint insofern nicht plausibel, da vor der Konzeptverlagerung auch das „eat & meet" ein fester Bestandteil der Essenausgabe war – und immer noch ist. Currywurst und Pizza bekommt man auch weiterhin in dem „klassischen" Café, von einer Umwandlung in ein traditionelles Kaffeehaus fehlt jede Spur. Nur das Geschirr scheint sich Kaffeeservice-Größe anzugleichen: die Teller sind merklich kleiner geworden – möglicherweise um von den geschrumpften Portionen abzulenken.

Viele Betroffene reagieren mit Kopfschütteln. Treuer Triplex Besucher Max fragt sich mittlerweile, wieso er überhaupt im „eat & meet" noch essen soll. „Ich spare nichts und das Anstehen wird länger durch die vielen Neuerungen. Das gleiche Essen bezüglich Menge und Qualität teurer zu verkaufen, ist mir ein Rätsel." Die neuen Konzeptideen stimmen mit den Wünschen der Besucher offensichtlich nicht ganz überein. Um den Anspruch eines flexiblen Angebots zu erfüllen, muss die breite Zielgruppe miteinbezogen werden. Vielleicht wäre ein Stimmungsbild unter den Mensabesuchern vor weitführenden Änderungen ein guter Weg, um Missverständnisse – wie sie jetzt offensichtlich eingetreten sind – zu vermeiden.



Foto: aig

Die Currywurst ist teurer geworden – jetzt regt sich Protest.

Wer sich die alten Zeiten zurückwünscht, sollte sich übrigens Ende November ein nostalgisches Mittagessen nicht entgehen lassen. Am 28. November 2014 wird im oberen Teil der Triplex-Mensa für günstige 2,15 Euro Currywurst mit Pommes angeboten, Suppe und Salat sind inklusive. Vielleicht ist diese Aktion einer der sogenannten „Nachjustierungen", die laut Angaben des Studierendenwerk nach Preisänderungen möglich sind – schön wär's, denn schließlich geht es um die Wurst. **(aig)**

Endlich grüne Zahlen schreiben

Eine studentische Initiative fordert die Uni zum Abzug ihrer Gelder aus klimaschädlichen Anlagen auf. Das Rektorat lehnt dies bislang ab

Wenn es falsch ist, das Klima zu zerstören, dann ist es ebenso abzulehnen, von dieser Zerstörung wirtschaftlich zu profitieren. Ausgehend von diesem Gedanken hat sich zum Ende des vergangenen Sommersemesters die studentische Initiative Fossil Free Heidelberg gegründet, die das Ziel verfolgt, die Universität Heidelberg zu einer umweltfreundlichen Investition ihrer öffentlichen Mittel zu bewegen. Die Gruppe ist Teil des globalen Fossil Free-Netzwerks, das von der jungen Umweltschutzorganisation 350.org gegründet wurde und Kampagnen aus verschiedenen Ländern Hilfestellung bietet.



Foto: Christopher Blundell

Öffentliche Aufmerksamkeit erregen will die Fossil Free Gruppe

„Ich habe mich entschlossen, vor Ort aktiv zu werden, weil ich gemerkt habe, dass man den Klimaschutz nicht denen überlassen kann, die nur darüber reden“, sagt Chris, ein Gründungsmitglied der Heidelberger Gruppe. Die Gruppe verstehe sich nicht als kapitalismuskritisch. Vielmehr wolle die Kampagne im Rahmen der bestehenden Wirtschaftsordnung klimaschonenderen Investitionskonzepten zu mehr Bedeutung verhelfen.

Ziel der Kampagne ist es, die Universität Heidelberg zu einer Selbstverpflichtung zu „klimafreundlichem Finanz- und Anlagemanagement“ zu bewegen. Dies soll sowohl für das der Universität zustehende Vermögen als auch für das Kapital ihrer etwa 40 selbstständigen Stiftungen gelten. Auch Drittmittel sollen darauf überprüft werden, ob sie aus klimaschädlichen Quellen stammen. Bisher lehnte die Universität Heidelberg eine Selbstverpflichtung sowie die Kooperation mit Fossil Free Heidelberg jedoch ab.

Nach ihrer Gründung ging es den Heidelberger Fossil Free-Aktivisten in einem ersten Schritt darum, mit den Verantwortlichen der Universität Kontakt aufzunehmen, um Informationen über die derzeitigen Anlageformen zu gewinnen. Nach einem ersten, durchaus positiven Gespräch mit den Leitern der Abteilungen für Stiftung und Vermögen und Marketing im Februar geriet die Kommunikation jedoch ins Stocken. Termine wurden verschoben, die Anfragen als zu unkonkret abgelehnt. „Unter welcher Voraussetzung kann sich die Uni Heidelberg vorstellen, die Fossil Free-Kampagne zu unterstützen?“ – Selbst auf diese Kompromissbereitschaft signalisierende Frage der Aktivisten ging die Universität Heidelberg bislang nicht ein.

Dass die Fossil Free-Gruppe auf das Wohlwollen der Universität angewiesen ist, liegt auch daran, dass es in Baden-Württemberg – anders als in elf anderen Bundesländern – bislang kein Informationsfreiheitsgesetz gibt. Auf Grundlage eines solchen Gesetzes kann jedermann Zugang zu amtlich gespeicherten Informationen verlangen. Ohne diesen Rechtsanspruch sind die Möglichkeiten zur Informationsgewinnung eingeschränkt. „Wir haben keinen genauen Einblick“, bedauert Lisa-Marie Zoller von Fossil Free Heidelberg.

Kai Hock von der Energiegenossenschaft Heidelberg hat ein mögliches Szenario skizziert, um dem Problem zu begegnen. Es wäre denkbar, „den Fossil Free-Kampagnen einen neutralen, zur Verschwiegenheit verpflichteten Intermediär zur Verfügung zu stellen“. Die Rolle dieses Vermittlers könnte von einer Wirtschaftsprüfungsgesellschaft übernommen werden, welche anhand eines von Fossil Free aufgestellten Kriterienkatalogs die mit der Universität verbundenen Institutionen prüft. Dabei würde Kapital in einem abschließenden Gutachten ausschließlich im Hinblick auf Investitionen in fossile Energien beurteilt.

Der Vorteil dieser Herangehensweise sei, dass genaue Zahlen und die Geldanlagen betreffende Details nicht direkt der Öffentlichkeit zugänglich gemacht würden. Dadurch wäre für die Universität die Hemmschwelle, sich einer Prüfung zu unterziehen und Transparenz herzustellen, etwas niedriger gesetzt. „Auf diese Weise könnte das Dilemma zwischen berechtigtem Informationsinteresse einerseits und mit völliger Transparenz einhergehenden Befürchtungen andererseits gelöst werden“, erklärt Hock, der selbst nicht Teil der Heidelberger Fossil Free-Gruppe ist. Nachteile seien allerdings die hohen Kosten und die Tatsache, dass die lokale Gruppe allein dieses umfangreiche Verfahren schwer umsetzen könne.

Dass die Fossil Free-Kampagnen durchaus schnelle und große Erfolge erzielen können, zeigte unlängst die Entscheidung des Senats der University of Glasgow. Als erste europäische Institution hat sie Divestment angekündigt. 18 Millionen Pfund hat die britische Universität in der Vergangenheit in Kohle-, Gas- und Erdölgewinnung und -verarbeitung investiert. Nach dem nun verabschiedeten Fünfjahresplan sollen die Investitionen geprüft, abgezogen und die Gelder zukünftig in erneuerbaren Energien angelegt werden.

Daniel Hektor, Heidelberger Psychologiestudent, hat sich während seines Auslandsaufenthaltes in Glasgow für die Bewegung engagiert. „Die Studenten in Glasgow haben recht viel Einfluss auf die Universität“, begeistert sich Daniel. Zwar sei auch die Glasgow University Climate Action Society (GUCA) dort zunächst nicht richtig ernstgenommen worden. Durch einen 100-seitigen Divestment-Brief mit umfassendem Finanzierungsplan konnten die Senatsmitglieder allerdings überzeugt werden.

Ein weiterer Meilenstein war kürzlich die Ankündigung des Rockefeller Brothers Funds, ihre Gelder künftig fossil free anzulegen: Damit hat sich eine 860 Millionen schwere Stiftung der Energiewende verschrieben, deren Vermögen noch dazu einst in der Erdölindustrie gründete.

„Man sieht einfach, dass es funktioniert“, beschreibt Lisa-Marie ihre Motivation. „Jede Woche wird ein neuer Erfolg gefeiert.“ Vor diesem Hintergrund will die Heidelberger Gruppe ihre Bemühungen nicht aufgeben, sondern den Schwerpunkt ihrer Tätigkeit auf die Öffentlichkeitsarbeit verlegen. Durch erhöhte Aufmerksamkeit im Uni-Alltag soll der Druck auf das Rektorat verstärkt werden. Dazu sammeln die Fossil Free-Mitglieder Unterschriften für eine Petition, die die Dringlichkeit des Anliegens und die breite Unterstützung für das Projekt verdeutlichen sollen. Lisa-Marie erklärt: „Viele Leute wissen zwar, was grüne Energie ist; sie wissen aber nicht, was ‚grünes Geld‘ ist.“ **(mov, vio)**

Fossil Free-Bewegung

Der englische Begriff *Divestment* bezeichnet als Gegenteil einer Investition den Abzug von Kapital aus unökologischen und ethisch fragwürdigen Unternehmen. Die Fossil Free-Gruppen zielen auf diese Umschichtung der Vermögensmassen von lokalen öffentlichen Einrichtungen wie religiösen Institutionen, Stiftungen, Universitäten und Kommunen ab. Dadurch sollen die Institutionen ihren Beitrag zur Stärkung erneuerbarer Energiequellen leisten und die Vorbildrolle einnehmen, die ihnen bei der Verwaltung von dem Gemeinwohl gewidmeten Geldern zukommt. In Deutschland haben sich bereits in acht Städten und Universitäten Fossil Free-Initiativen gebildet.



Vernetzte Vorlesung

Wenn das Smartphone mehr als nur Facebook kann: Onlineabstimmungen finden Einzug in den Hörsaal

„Wer von Ihnen besitzt ein Smartphone?“ – überraschende Eröffnungsworte für eine Vorlesung aus dem Munde des Dozenten. Unruhiges Gemurmel macht sich im Hörsaal breit. Nahezu alle Teilnehmer strecken zaghaft die Hände empor. Bei einer so überwältigenden Mehrheit spräche wohl nichts dagegen, die Vorlesung von *onlineted* begleiten zu lassen. Die Irritation steigt – bis die Erklärung folgt: *onlineted* ist ein 2013 gegründetes Start-Up Unternehmen der TU München. Dessen kostenfreier Dienst bietet eine vorlesungsbegleitende Abstimmungs- und Umfragefunktion an. Zu Beginn der Veranstaltung sollen sich alle Teilnehmer mit internetfähigen Geräten einloggen. Dann kann der Dozent während der Vorlesung ja-nein-Fragen oder Multiple Choice Aufgaben beantworten lassen. „Unser Ziel war es, einfach und intuitiv nutzbare Produkte zu entwickeln. Damit ermöglichen wir den Dozenten, Lehrinhalte in den von Studenten täglich verwendeten Medien, zum Beispiel Smartphones, zu vermitteln“, erklärt Antonio Sarikas, Mitgründer des Internetdienstes. Inzwischen begleitet *onlineted* erfolgreich Veranstaltungen in über 30 Ländern. An der Universität Heidelberg nutzen Dozenten den Dienst seit Mitte 2013. Bislang wird er jedoch nur vereinzelt von Lehrenden in Anspruch genommen.

Klassisch ist die Vorlesung Monolog in Reinform: Der Dozent spricht, die Studenten folgen. Schon die Nutzung von Präsentationsmaterial bricht diese Struktur auf; interaktive Einbeziehung der Teilnehmer sprengt das Format. Als junger Erwachsener, dem sogenannten digitalen Zeitalter entsprungen, ist man allseits von Medien umgeben. Die Vorlesung könnte also Raum bieten, sich bewusst diesen Einflüssen zu entziehen und die Konzentration auf das Wort der referierenden Person zu richten. Der Versuch, multimediale Vorlesungssituationen zu schaffen, erinnert an den selten gelungenen Spagat zwischen interaktiven Onlineplattformen in Verbindung mit Fernsehshows.

Das Aufbrechen des klassischen Rahmens kann aber auch gezielt passieren, gerade um einen Dialog entstehen zu lassen – im ersten Schritt digital, im zweiten analog. Spätestens hier können auch die Nicht-Smartphone-Besitzer einsteigen. Denn die Eröffnung der Chance, sich anonym zu beteiligen, die Einbindung der Studenten ins Vorlesungsgeschehen ermutigen zur aktiven Teilnahme, regen zu Nachfrage und Diskussion an. „Besonders geeignet ist es bei großen Gruppen von Studenten“, beschreibt Kai Cornelius, Dozent an der Universität Heidelberg und Nutzer von *onlineted*. „Neben Einzelnen, die sich beteiligen gibt es vor allem die große passive Masse. Diese gilt es zu animieren.“ Darüber hinaus wird mittels Abstimmung versucht, möglichst viele unterschiedliche Sinneskanäle anzusprechen. Nicht nur Zuhören und Sehen, auch Sprechen und Mitmachen sollen den Lernzuwachs fördern.

Und tatsächlich, ein Vergleich der Vorlesung des selben Dozenten unter Verzicht auf mediale Interaktion zeigt: Beteiligung und Diskussionsbereitschaft steigen merklich, sobald die Veranstaltungsteilnehmer angehalten sind, mitzudenken und Position zu beziehen. **(chd)**

Neue Bänke braucht die Stadt

3,6 Millionen Euro – 27, 37, 33, 97, 34, 77, 68, 11, 75 = DB 703 (grau). So lässt sich die Heidelberger Städteplanung für die Modernisierung der Hauptstraße in eine Zeile fassen. Höhere Mathematik ist diese Aufgabe nicht, aber dennoch Folge eines langwierigen Prozesses; das Ergebnis ist auf dem Papier leichter zu ertragen als in der Realität. Für diese Rechnung benötigt man wenig: Eine Altstadt, die seit den 1970er Jahren keine große Umgestaltung erfahren hat, eine Stadtverwaltung, die zahlreiche Ambitionen und zu wenig Ideen hat, und Bürger, die viel sagen wollen, aber nicht können.

Seit dem Jahr 2011 stand der Entschluss zur „Modernisierung" der Altstadt. Die Stadtverwaltung hegte große Ambitionen, doch aus einer Umgestaltung wurde eine Neuordnung, aus einer Neuordnung eine Notlösung. Neue Lampen, neue Bänke, ein bisschen mehr Grün. Eine komplette Sanierung des Altsteinpflasters schien erst mit der Erneuerung der Kanalisation sinnvoll. Trotzdem sollte das Pflaster an einzelnen Stellen erneuert werden. Zahlreiche Baustellen zierten die Stadt und waren auch das einzige kurze und sichtbare Moment der Erneuerung. 27 Bänke mit Lehne, 37 Bänke ohne Lehne, 33 neue Fahrradbügel, 97 Abfallbehälter, 34 Pflanzkübel, 77 Mastaufsatzleuchten doppelt, 68 Mastaufsatzleuchten einfach, 11 Wandausleger und 75 Fahnenausleger erschienen vor ein paar Monaten wie von Geisterhand.

Das neue Natursteinpflaster ließ scheinbar räumlich wenig Platz für mehr Investitionen – aber wenigstens für Konformität. Klobigkeit zwischen historisch und modern, frisch aus dem Katalog bestellt – einheitlich in DB 703 (grau); besonders zu bewundern in Kombination von Blumenkübel, Bank und Laterne. Aufgefallen ist das neue „Mobiliar" aber scheinbar niemandem – vielleicht liegt es an der tristen Farbe. Oder der Einweihung in den Semesterferien. Vielleicht aber auch daran, dass das vom Bauausschuss organisierte „Probesitzen" für die neuen Bankmodelle am Kornmarkt und der Oberbadgasse nahezu unbemerkt blieb. Doch wo kein Kläger, da kein Richter: Der Bauausschuss entschied demokratisch für die Stadt. Viele Bänke, groß, mit Holz aus der Region. Zum Sitzen potentiell zu groß, zum Liegen für ungebetene Gäste zu unbequem. Erstrahlen können die neuen Touristen-Sitzgelegenheiten im milchigen Neonlicht der neuen Stromspar-Laternen. Aber da ja bald Winter ist, wird sich das neue Inventar schnell seiner Umgebung anpassen. Rechnung aufgegangen. Q. e. d. **(lau)**

Treffpunkt



für junge trauernde Erwachsene

Beginn: November 2014

Info & Anmeldung:

Diakonisches Werk der
Evangelischen Kirche Heidelberg
Tel.: 06 22 1- 53 75 58
www.diakonie-heidelberg.de

Ehekrise

Der jahrelange Streit um die Straßenbahn ins Neuenheimer Feld geht in eine neue Runde. Nun hat die Uni Klage gegen den Planungsbescheid der Stadt erhoben

Von Ärger war Anfang Oktober nichts zu spüren. Auf der Jahresfeier der Universität sprach Rektor Bernhard Eitel von einer „Symbiose" zwischen Universität und Stadt Heidelberg. Zu diesem Zeitpunkt hing der Haussegen jedoch schon gehörig schief, die Beziehung zwischen Universität und Stadt gleicht derzeit eher einer Zweckgemeinschaft als einer Liebesheirat. Schuld daran ist die geplante Straßenbahn durch das Neuenheimer Feld. Im Sommer reichte die Uni Klage gegen die Pläne vor dem Verwaltungsgerichtshof ein. Wie die Universität mitteilte, sei man aber auf keinen Fall gegen die Pläne zum Straßenbahnausbau. Die Klage richtet sich gegen die geplante Schienenführung.

Die neue Bahn soll unter anderem das Deutsche Krebsforschungszentrum (DKFZ), die Kopfklinik und die Geowissenschaften passieren. In den Einrichtungen wird zum Teil mit hochsensiblen Geräten gearbeitet und geforscht – Erschütterungen, wie sie durch eine vorbeifahrende Straßenbahn verursacht werden, können die Genauigkeit der Instrumente erheblich beeinflussen. Um dies zu vermeiden, hat die Stadt eigens Bahnen mit der sogenannten Super Cap-Technologie bestellt. Diese Technik erlaubt es den Bahnen, auf Teilen der Strecke ohne Stromversorgung aus der Oberleitung zu fahren. Damit wird nicht nur die Stärke der Erschütterungen, sondern auch der entstehende Elektrosmog, der durch die Oberleitungen verursacht wird und ebenfalls Einfluss auf die Gerätschaften haben kann, deutlich reduziert. Einen Haken hat der Plan für Eitel allerdings: Die Technik soll nur auf dem Streckenabschnitt zwischen DKFZ und Kopfklinik eingesetzt werden. Die Geowissenschaften und das Physisch-Chemische-Institut hingegen sollen auf herkömmliche Weise passiert werden – unter lautem Rattern, mit Stromversorgung aus der Oberleitung.

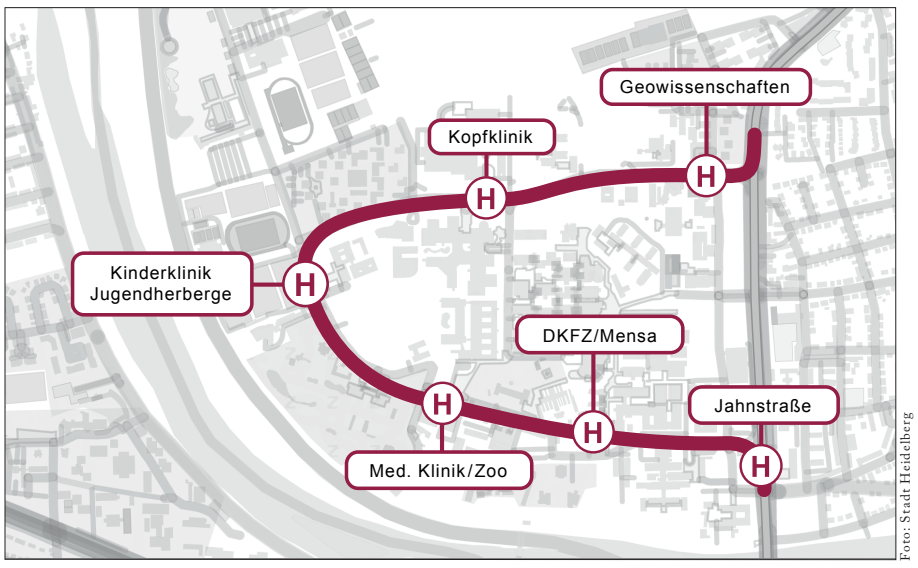


Foto: Stadt Heidelberg

Der Plan der Stadt für die neue Straßenbahntrasse, die das Neuenheimer Feld erschließen soll.

Auch der botanische Garten, „wissenschaftliche Einrichtung der Universität wie zentraler Bildungsträger in der Metropolregion", so heißt es von der Pressestelle der Universität, würde nach den Plänen in Mitleidenschaft gezogen. Von einem Flächenverlust von 1500 Quadratmetern ist die Rede.

Der Ton beider Streitparteien wird zunehmend rauer. Besonders die Tatsache, dass der Stadtrat nach eigenen Angaben erst aus der Zeitung von der Klage erfahren hat, sorgt für Unmut. Gemeinderat Peter Holschuh (Grüne) spricht von einem „Tritt vors Schienbein". Die Forderungen der Universität lassen eine schnelle Einigung schwer erscheinen. Sie verlangt eine Alternativroute ab der Kopfklinik, Richtung Süden über den Klausenpfad. Andernfalls müsse der durchgehend stromlose Betrieb gewährleistet werden. Auch der geplante Verlauf im Botanischen Garten müsse verlegt werden. Der Plaungsfeststellungsbescheid verstoße gegen Artikel 14 des Grundgesetzes, begründet die Universität ihre Klage. Demnach wurde ihr das Gelände zur Sondernutzung zur Verfügung gestellt, die neue Straßenbahn würde die Eigentumsfreiheit verletzen.

Das Regierungspräsidium in Karlsruhe schätzt die Chancen auf eine Einigung pessimistisch ein, wie die *Rhein-Neckar-Zeitung* berichtet. Sowohl inhaltlich als auch formal sei die Klage unzulässig. Die Uni sei als Landeseinrichtung nicht befugt gegen die Pläne zu klagen. Auch die Ausgestaltung der Bahnlinie sei zulässig. Die Beeinträchtigung der Messgeräte hielte sich im Rahmen. Außerdem ersetzten die Schienen den bisherigen Verlauf der Buslinie.

Oberbürgermeister Eckart Würzner hingegen zeigt sich zuversichtlich, Anfang des kommenden Jahres mit den Bauarbeiten zu beginnen. Würzner ist der Auffassung, die Uni müsse für einen bequemen Arbeitsweg ihrer Studierenden und Angestellten Sorge tragen. Wie die Stadt mitteilt, befindet man sich in Gesprächen mit der Universität – wie es um einen Kompromiss steht, wolle man derzeit nicht mitteilen.

Kommt es nicht zu einer Einigung, muss der Verwaltungsgerichtshof Anfang des nächsten Jahres darüber entscheiden, ob die Bauarbeiten begonnen werden. **(kap)**

Heidelberger Historie



Foto: jop

Republikflucht in die Kurpfalz

25 Jahre nach dem Fall der Berliner Mauer hat nicht vieles die DDR überlebt. Ein Relikt hat es aber sogar bis nach Heidelberg geschafft: die ostdeutschen Ampelmännchen

Der Leserbriefschreiber der *Rhein-Neckar-Zeitung* war zutiefst empört: „Da werden Steuergehälter aus unserer Tasche bezahlt für Sesselfurtzer, die anscheinend nichts zu tun haben, als so eine DDR-Kacke uns aufzuhalsen". Was war geschehen? Das Heidelberger Tiefbauamt hatte im April 1999 veranlasst, in der Weststadt zwei neue Fußgängerampeln zu installieren – an sich wahrlich kein historischer Akt. Doch dieses Mal war etwas anders: Statt der üblichen schmalen, geschlechtsneutralen Piktogramme wurden zwei in diesen Breitengraden noch nie gesichtete Symbole hervorgeholt – die Ampelmännchen aus der DDR.

Ihr Weg nach Heidelberg und andere westdeutsche Städte ist ein an Kuriositäten reicher. Entworfen am 13. Oktober 1961 in Ost-Berlin, wurde ihnen bei der Geburt eine ganz besondere Eigensymbolik verliehen: ein breiter Hut, eine dicke Knollnase und ein kleiner Bauchansatz. Ab den Siebzigerjahren verbreiteten sie sich flächendeckend in der DDR; in Kindergärten und Fernsehsendungen setzte man sie zur Verkehrserziehung ein. Als vor 25 Jahren die Mauer fiel und mit ihr sämtliche DDR-Symbole auf dem „Müllplatz der Geschichte" landeten, interessierte das Schicksal der zwei Straßenverkehrssymbole niemanden. So wurden sie in den Neunzigerjahren fast vollständig durch ihr schlankeres westdeutsches Pendant ersetzt. In Berlin sollten sie bis zum Jahre 2000 gänzlich verschwinden.

Doch dazu kam es nicht. Zunächst beschloss 1995 der sächsische Verkehrsminister, in Sachsen wieder auf die altbekannten Männchen zurückzugreifen. Die offizielle Begründung: „Diese Sonderregelung soll einer ‚ostdeutschen' Identität Ausdruck verleihen." Im Sommer 1996 kam dann der Tübinger Industriedesigner Markus Heckhausen auf die glorreiche Idee, mit den abmontierten Ampelscheiben Geld zu machen. Er gestaltete aus ihnen Lampen und verkaufte sie in großen Mengen. Eine Idee, die bis heute trägt: Heckhausen ist Geschäftsführer der Ampelmann GmbH, die mehr als 500 Produkte, von Unterwäsche bis zu Korkenziehern, mit dem Ampelmännchen-Konterfei vertreibt.

Zur gleichen Zeit formierte sich in Berlin ein Komitee „Rettet die Ampelmännchen". Mehrere Berliner Künstler beteiligten sich daran und wollten in einer Spaßaktion die Symbole für den Straßenverkehr erhalten. Sie verteilten T-Shirts, klebten Plakate und richteten ein Forum im damals noch steinzeitartigen Internet ein. Die Resonanz war überwältigend. Das Forum wurde in den Anfangsmonaten täglich 2000 Mal angeklickt und die T-Shirts waren schnell ausverkauft. Die Ironie dabei: Die meisten Käufer von Ampelmännchen-Lampen oder T-Shirts kamen aus Westdeutschland. Die Geschichte vom abgewickelten und doch nicht tot zu kriegenden Ampelmännchen weckte aber vor allem das Interesse der Medien. In Zeitungen galten sie als „knuffige Kerlchen" (*Frankfurter Rundschau*), der eine als „Sex-Symbol" und der andere als „fliegender Götterbote" (*Berliner Zeitung*). Beide seien „einfach niedlich" (*Süddeutsche Zeitung*). Da konnte auch der Berliner Verkehrssenator nicht mehr anders: Im Februar 1997 ließ er die Ampelmännchen wieder im Ostteil der Stadt zu. Sachsen-Anhalt und Thüringen folgten im Laufe des Jahres.

Nach Heidelberg sind die Ampelmännchen wahrscheinlich 1997 gelangt, erinnert sich Axel Rohr. Nur hatte das damals noch keiner gemerkt. Rohr ist seit 1996 Leiter der Abteilung Straßenverkehrstechnik im Heidelberger Tiefbauamt. Seine Beweggründe für die Entscheidung klingen einleuchtend: Es handle sich bei ihnen um etwas „Niedliches". Sie besitzen eine doppelt so große Leuchtfläche und ihre Symbolik sei „einfach selbsterklärender". Erst auf Nachfrage gibt er zu erkennen, dass es durchaus auch andere Motive gab: Er habe 35 Jahre in Ost-Berlin gelebt, sei vor der Wiedervereinigung in den Westen gegangen und gibt scherzhaft zu, dass er sich mit der Einführung der Ampelmännchen „auch ein kleines Denkmal" setzen wollte. Es sei das „Schwarze unter dem Fingernagel" gewesen, was man aus der DDR hätte übernehmen können. Und so behielt der *RNZ*-Leserbriefschreiber in Teilen Recht: „Wahrscheinlich sind Sie ein Ossi, dann sollten Sie sich ganz fix wieder ins Honeckerland verdünnisieren, verehrter Herr Rohr!" Doch zum Glück blieb Rohr – und so wird seither bei jedem Ampelum- oder -neubau in Heidelberg auf die Ampelmännchen aus der DDR zurückgegriffen. Mittlerweile ist fast jede zweite Ampel mit ihnen versehen. An die DDR denkt man bei ihnen schon lange nicht mehr. **(mgr)**

Ohne Motivation

Der alte und neue Oberbürgermeister Heidelbergs heißt Eckart Würzner. Bei der Wahl am 19. Oktober stimmten 84,4 Prozent für den Amtsinhaber

„Ich bin einfach superglücklich, vor allem freue ich mich, dass es so eine hohe Wahlbeteiligung gegeben hat – das war am Anfang nicht so ganz klar." Diese Selbsteinschätzung verrät mehr über Eckart Würzner, als es seitenlange Portraits könnten. Ganze 21,8 Prozent der wahlberechtigten Heidelberger Bürger haben an einem schönen Herbsttag den Weg ins Wahllokal gefunden. Selbst bei Uniwahlen sind es nur geringfügig weniger. Über eintausend Namen wurden auf den Stimmzettel geschrieben, weil offenbar keiner der beiden Kandidaten als befriedigende Wahl empfunden wurde. Für Eckart Würzner sind diese Fakten dennoch ein „großer Vertrauensbeweis".

Sicher: Dem parteilosen, aber von CDU, FDP und Freien Wählern unterstützten Amtsinhaber kann man nicht vorwerfen, dass SPD und Grüne es nicht geschafft haben, dem Wahlvolk einen Alternativkandidaten anzubieten. Was man ihm zum Vorwurf machen kann ist ein halbherziger Wahlkampf: Würzner gab den überparteilichen Integrator und versuchte, die Streitfragen der Stadtpolitik auf technokratische Sachentscheidungen zu reduzieren. Das ist sein Stil seit er 2006 Beate Weber im Amt abgelöst hat. Nun wird er für weitere acht Jahre die Geschicke der Stadt lenken.

Was ist in der neuen Legislaturperiode zu erwarten? Im Wahlkampf brachte Würzner alte Heidelberger Klassiker wieder ins Gespräch: das Konferenzzentrum, den Ausbau des Nahverkehrs und natürlich die Stadt am Fluss. „Diese Stadt gehört an den Fluss und sollte nicht durch eine Bundesstraße von ihm getrennt sein." Nach einem ersten Scheitern strebt Würzner jetzt allerdings eine kleinere und günstigere Lösung als bisher an. Genauer festlegen möchte er sich allerdings nicht. Man müsse einen „neuen Dialog" führen.

Diese Formulierung ist typisch für Würzner. Stichwort Wohnungslage: „Bezahlbaren Wohnraum zu schaffen ist ein zentrales Anliegen der Stadt." Seine Pläne für das Literaturhaus? Den Verein machen lassen – und wenn es nicht klappt, „mit allen Beteiligten neu diskutieren." Was der Karlstorbahnhof für die Zukunft braucht? „Eine echte Entwicklungsperspektive."



Foto: mgr/hmi

Eckart Würzner: Hat ihm der *ruprecht* zum Wahlsieg verholfen?

Wie er den handfesten Interessengegensätzen in Heidelberg begegnen will, erfährt man von Würzner nicht. Das Thema Altstadtlärm analysiert er wie folgt: „Die einen wollen in der Altstadt feiern, die anderen wollen nachts schlafen." Wer hätte das gedacht! Seine Lösung: Die Altstadt solle ein attraktiver Wohnort bleiben, aber es gelte zugleich, auch „die gewachsene Kneipen- und Gastronomiekultur" zu erhalten. Zur Kulturpolitik fällt ihm, der die Heidelberger Hauptstraße für eine „Museumsmeile" hält, nicht viel Neues ein. Damit ist aber eigentlich auch alles gesagt.

Eckart Würzner ist der idealtypische Vertreter des deutschen Konsenspolitikers, eine kurpfälzische Angela Merkel gewissermaßen. Keine Ecken, keine Kanten. Hauptsache lieb. Das mag auf Stadtfesten, Fahrradwegeinweihungen und in der *Rhein-Neckar-Zeitung* gut ankommen. Dem politischen Klima in der Stadt tut es ganz sicher nicht gut. **(kgr , mgr)**

Heidelberger Notizen



Foto: mgr

Linie 26 – Die nach Kirchheim verlaufende Straßenbahnlinie 26 soll nach Plänen des RNV ab 2017 zwei neue Haltestellen in der Bahnstadt einbinden. Dadurch wird sich die Fahrtzeit zum Bismarckplatz um vier Minuten verlängern. Dies sowie eine als unzureichend kritisierte Informationspolitik des RNV stimmt den Kirchheimer Bezirksbeirat missmutig. Der RNV wirbt hingegen damit, dass künftig auch der Hauptbahnhof ohne Umsteigen erreichbar wird. Schon die Einrichtung der Linie 26 vor knapp zehn Jahren war in Kirchheim auf Widerstand gestoßen. **(vio)**

Für Primark zu klein – Nachdem das Kino „Harmonie Lux" Ende Januar den Betrieb einstellte, findet der Wormser Hof Ecke Theater- und Hauptstraße keine Mieter für seine 3500 Quadratmeter. Geblieben sind Räume, die den einen zu klein, den anderen zu teuer und allen außerdem zu weit weg vom bismarckschen Zentrum sind. Im Gespräch für die Nachfolge sind neben unwilligen Textilfirmen und einem Sportausstatter auch Supermärkte. Solange die Stadt aber wohl berechtigte Zweifel an der Integration von Parkplätzen in das Bild der Kernaltstadt anbringt, bleibt der Hof vorerst leer. **(hmi)**

Literaturhaus – Am 30. November erfolgt in der Hebelhalle die offizielle Bekanntgabe der Entscheidung, ob Heidelberg „Unesco City of Literature" wird. Dies könnte Folgen für die Planung eines zukünftigen Literaturhauses in Heidelberg haben, das schon länger zur Diskussion steht. Der Verein Literaturhaus Heidelberg e.V., der sich für ein solches Kulturforum einsetzt, setzt seine Aktivitäten aktuell mit einer Veranstaltungsreihe fort, die am am 20. November im Forum „artes liberales – universitas" beginnt. **(avo)**

Paragraphen-Posse ums Karl

Droht der Musikkneipe das Aus?

Ende Oktober erhielt Matthias Kraus, Betreiber der Altstadt-Kneipe „Karl", überraschend Post von der Stadt Heidelberg. Er wurde mahnend darauf hingewiesen, dass ihm, sollten im „Karl" weiterhin Konzerte veranstaltet werden, die Konzession entzogen würde. Nach 14 Jahren und hunderten Konzerten drohte der alternativen Musikkneipe plötzlich das Aus. Als Begründung führte die Stadtverwaltung an, dass Kraus für das „Karl" nur eine Konzession mit „Schank- und Speisewirtschaft ohne Betriebseigentümlichkeit" erhalten hatte. Mehr als zwölf Konzerte pro Jahr seien ohne solche „Betriebseigentümlichkeit" nicht gestattet.

Dass im „Karl" seit Jahren wöchentlich Konzerte gespielt werden, ist jedoch kein Geheimnis. Sowohl auf Werbetafeln in der Lauerstraße als auch auf seiner Homepage warb Kraus stets transparent. Tatsächlich wurde die Stadt erst auf Beschwerde einer Anwohnerin hin aktiv. Nach offizieller Prüfung erhielt Kraus dann obiges Schreiben, in dem ihm wegen „formaler Illegalität" weitere Konzerte untersagt werden. Da hilft es dem Wirt auch nicht, dass er immer die Rollläden herunterließ und die Fenster seines Lokals bei Konzerten mit Schaumstoff-Matten isoliert hatte, um den Lärm einzudämmen. Kraus ärgert sich deshalb auch nicht über das Vorgehen der Stadt, die eben an ihre Regeln gebunden sei, sondern über das Verhalten einzelner Altstadtbewohner. Die Anwohnerin, die Beschwerde eingereicht hat, wohne gar nicht in direkter Nachbarschaft, sondern 70 Meter entfernt.

Kraus hat den Eindruck, dass die Bürgerinitiative „Leben in der Altstadt" (LindA) gezielt Konzessionen von Altstadtkneipen prüfen lasse. In der Vergangenheit hatte es immer wieder Konflikte zwischen LindA und Gastronomen gegeben. Vor allem das Cave54 und die Tangente standen immer wieder im Mittelpunkt von Lärmstreitigkeiten.

Doch es gibt Hoffnung für den Wirt und die Besucher des „Karl": Nach einem Aufschrei unter den Gästen des „Karl" und einem medialen Proteststurm konnte Bürgermeister Wolfgang Erichson bei einem Krisengespräch am 29.10. einen möglichen Ausweg aufzeigen. Durch einen Antrag auf Nutzungsänderung beim Bauamt könnte Kraus eine

> „Das Karl bleibt auch in Zukunft bestehen – egal in welcher Form"

entsprechende Konzession erhalten. Dafür muss er ein Konzept vorlegen, das seine Kneipe zum Musik-Café umwandelt. Kraus befürchtet jedoch, dass diese Konzession dann wieder teurer wird. Möglich ist ein Änderungsantrag auch nur, da das „Karl" außerhalb des Bebauungsplans „östliche Altstadt" liegt. Innerhalb dieses Sektors wären solche Anträge überhaupt nicht realisierbar. Auch wenn sich Kraus vorsichtig optimistisch zeigt, ist völlig unklar, ob diese juristische Finesse letztendlich erfolgreich sein wird. Entscheidend wird wohl sein, ob das Gebiet der Lauerstraße als reines, allgemeines oder besonderes Wohngebiet eingestuft wird.

Bei aller Bürokratie bleibt zu hoffen, dass Heidelberg mit dem „Karl" nicht eine der letzten außergewöhnlichen Kulturbastionen verliert. **(fha)**

Mietpreisbremse kommt

Auch Heidelberg könnte davon betroffen sein

Die Wohnungssituation in Heidelberg könnte im nächsten Jahr eine Veränderung erfahren: Ende September einigte sich die große Koalition auf den Vorschlag von Bundesverbraucherminister Heiko Maas zur Einführung der Mietpreisbremse. Bei Neuvermietungen soll die Miete ab kommendem Jahr nur noch maximal 10 Prozent über der ortsüblichen Vergleichsmiete liegen.

Für Lothar Binding, Vorsitzender des Mietervereins Heidelberg und Abgeordneter der Heidelberger SPD im Bundestag, ist das ein durchaus wirksamer Schritt: „Die Mietpreisbremse wirkt unmittelbar, denn die Mieten steigen bei Wiedervermietung nicht mehr unbegrenzt, und mittelbar, denn der Anstieg der ortsüblichen Vergleichsmieten wird gedämpft." Die Vergleichsmieten errechnen sich nach Wohnlage, Ausstattung und Quadratmeterzahl der Wohnung. Laut Angabe des Mietspiegels der Stadt Heidelberg aus dem Jahr 2013 liegt die Vergleichsmiete für eine 80 Quadratmeter große Wohnung in Heidelberg Handschuhsheim bei durchschnittlich 640 Euro. Aktuell liegen die Mietpreise in Heidelberg jedoch 32 Prozent über den Vergleichsmieten, wie der Deutsche Mieterbund Baden-Württemberg ermittelte. Zurzeit würde eine Mieter für die Wohnung in Handschuhsheim demzufolge 205 Euro mehr zahlen als die Vergleichsmiete, also circa 845 Euro. Heidelberg ist damit nach Konstanz (33 Prozent) die Universitätsstadt mit den höchsten Mietensteigerungen bei Neuvermietungen in Baden-Württemberg, gefolgt von Freiburg mit 25 Prozent und Tübingen mit 21 Prozent.

Die neue Regelung soll Wohnraum in beliebten Wohngegenden daher wieder bezahlbarer machen. Doch es gibt Ausnahmen: Wohnungen in Neubauten, die nach dem ersten Oktober 2014 fertig gestellt wurden sowie Vermietungen nach umfassenden Sanierungen sind von der Regelung ausgenommen. Die Umsetzung der Mietpreisbremse liegt zudem bei den Bundesländern. Für einen Zeitraum von fünf Jahren können sie Gebiete mit „angespanntem Wohnungsmarkt" festlegen. „Baden-Württemberg sollte Heidelberg als betroffenes Gebiet ausweisen, um exzessive Mietsteigerungen bei neuen Mietverträgen zu begrenzen. Darüber hinaus sei auch das Preisniveau in den angrenzenden Gemeinden zu untersuchen und gegebenenfalls hinzuzunehmen, so Lothar Binding.

Wie langwierig solch eine Regelung jedoch sein kann, zeigt die Umsetzung der sogenannten Kappungsgrenze: Laut Mietrecht darf die Miete innerhalb von drei Jahren nicht um mehr als 20 Prozent erhöht werden, gemessen am ortsüblichen Mietspiegel. Seit einer Mietrechtsänderung im Jahr 2013 dürfen die Länder bestimmte Gebiete ausweisen, in denen diese Kappungsgrenze auf 15 anstatt 20 Prozent reduziert werden kann. Nachdem einige andere Bundesländer schon von diesem Gesetz Gebrauch gemacht haben, wird die Regelung in Baden-Württemberg voraussichtlich Anfang 2015 in Kraft treten. Den generellen Strukturwandel beliebter Wohnstädte wird nach Einschätzung Bindings aber auch die Mietpreisbremse nicht verbessern können: „Die Abwanderung ärmerer und den Zuzug wohlhabenderer Bürger kann die Mietpreisbremse nicht verhindern – selbst dann nicht, wenn sie auch für Neubauten und Modernisierungen gelten würde." **(lau)**

WEINSTUBE CAFÉ BURKARDT

MERKE: MIT VOLLEM MAGEN STUDIERT ES SICH DOCH GERN

Auf die Schnelle – ganz slow:
Der Slow Food Mittagstisch im neuen Café Burkardt bietet Studentinnen und Studenten leckere, hausgemachte Gerichte, passend zur Saison. Gratis dazu gibt es ein offenes Getränk (alkoholfrei) nach Wahl. Montag bis Freitag, immer von 12:00 bis 14:00 Uhr.

Ob Prädikatsexamen oder „4 gewinnt", man gönnt sich ja sonst nichts!
Die Untere Straße genussvoll und ganz neu entdecken. Unseren Gourmet-Studenten bieten wir auf Vorbestellung ein 3-Gang-Menü mit Weinverkostung an. Volle Gaumen-Credits für 45 $ pro Person.

Wurst-Case-Scenario
Pappteller und Plattenteller. Mit würzig-scharfer Currywurst und bester Musik drücken wir eure Nebenkosten. An den vier Adventsdonnerstagen wird in unserem Innenhof gegrillt und aufgegabelt, immer ab 17:00 Uhr.

This Christmas I give you my Worscht!

Cafe Weinstube Burkardt, Untere Strasse 27
Montag bis Sonntag, 10.00 – 24.00 Uhr, kein Ruhetag

Heidelberg unter der Erde (I)

Ein Altstadt-Mythos

In einer dreiteiligen Serie versucht der *ruprecht* fiktive, existierende und geplante Heidelberger Unterwelten aufzuspüren. Den Anfang macht eine weitverbreitete Legende: Der unterirdische Gang vom Schloss zur Heiliggeistkirche

Als ich die Geschichte das erste Mal hörte, hätte ich beinahe meine Tasse Kamillentee umgeschüttet. „Kennst du etwa nicht den unterirdischen Gang vom Schloss herunter zur Heiliggeistkirche?“, fragte mich eine Bekannte. Den was? „Na den Tunnel vom Schloss zur Heiliggeistkirche!“ Ein ungläubiges Kopfschütteln überkam mich; ist das wieder so eine Heidelberger Geschichte, mit der man sich sein provinzielles Dasein groß reden will?

Doch je mehr ich mit Bewohnern der Altstadt darüber sprach, desto überraschter wurde ich. Fast alle waren sich einig: „Klar, den Tunnel gibt's!“ So kennt scheinbar jeder jemanden, der jemanden kennt, der wiederum einen Gewölbekeller in seinem Haus hat – und darunter führt natürlich der Tunnel entlang! Allein der Inhalt der Geschichten variierte: Mal soll der Leibarzt des Kurfürsten ihn genutzt haben, dann der Kurfürst selbst, um sich in der Stadt inkognito Weingelagen hinzugegeben. Der Gang sei gar so groß gewesen, dass man ihn mit einem Pferd durchreiten konnte. Da war ich einfach sprachlos! Es gab nur eine Möglichkeit: Ich musste mich auf Tunnelsuche begeben.

Meine ersten Recherchefunde ließen mich noch ungläubiger werden: Die Legende von unterirdischen Gängen in der Altstadt geht bis ins 16. Jahrhundert zurück. In einer Chronik heißt es, dass, vom Großen Fass im Schloss aus, der Zwerg Perkeo den Gang genutzt habe, um unerkannt eine Weinstube aufzusuchen. 300 Jahre später, 1807, notierte sogar Joseph von Eichendorff in seinem Tagebuch: „Die Ruinen durchkrochen, sowie auch den unterirdischen Gang, der unter dem Neckar bis zum Heiligen Berge fortgeht.“ Der in Heidelberg lebende Ethnologe Hans-Peter Duerr fasste diese Mythen in einem 1999 erschienen Essay zusammen. Er stieg auch selbst in einen Keller hinab, doch weit kam er nicht. Was ihn aber nicht an der Existenz des Gangs zweifeln lässt.

So blieb ein Besuch des Heidelberger Stadtarchivs unerlässlich. Der dortige Archivar teilte gleich meine Skepsis. Die Geschichten kenne auch er, aber für glaubwürdig halte er sie nicht. Die Quellen im Stadtarchiv sind ebenfalls wenig aufschlussreich. Ich fand einige Zeitungsartikel, in denen sich Heidelberger Heimatforscher, mit einer Wünschelrute ausgestattet, unter die Erde begeben haben. Jegliche Funde von bislang unbekannten Hohlräumen werden dabei gleich als „ideale unterirdische Versorgungs- und Fluchtmöglichkeiten“ zum Schloss hin gefeiert, wie zuletzt in einem *RNZ*-Artikel im Juli 1997. Außergewöhnlich viele Berichte gibt es aus den 30er Jahren. Die Nazis waren scheinbar nicht nur auf der Suche nach germanischen Kulturgütern. Gefunden haben sie aber auch den ominösen Tunnel nicht.



Foto: Philipp Köhnlein

Der Eingang in die Heidelberger Unterwelt?

Enttäuscht von meinen bisherigen Ergebnissen, kann mir nur eine Heidelberger Institution bei der Recherche helfen: das Weinloch. In der Unteren Straße gelegen, zieht es schon in den Mittagsstunden die ersten Alkoholbedürftigen an. Ein Ur-Heidelberger Lokal also. Beim Eintritt werden wir – ich musste mir Verstärkung mitbringen – von einer bombastischen Rauchwolke erfasst. Wir müssen uns so stark räuspern, dass wir vergessen, die Tür hinter uns zu schließen. Schon brüllt die Kellnerin, Elke ihr Name: „Ihr könnt auch gleich wieder gehen!“ Leicht verstört geben wir unsere Bestellung auf. Ich frage Elke, ob sie schon etwas von diesem Gang gehört habe: „Hajo, natürlich gibt's den! Der geht los beim Großen Fass. Den bin ich selbst als kleines Kind schon einmal lang gelaufen!“ Elke weist uns an einen Tisch mit drei graumelierten alten Herren: Gerhard, Klaus und Fritz. Als sie von unserer Suche hören, fällt Fritz fast vom Stuhl: „Nein, nein! Den Tunnel gibt es nicht!“, schreit er. „Vom Schloss gibt es ein paar Kanäle, die in den Neckar führen, aber mehr ist da nicht!“ Und der Kurfürst konnte da nirgends lang? „Da hätte er den Helm runter nehmen müssen und hätt' sich trotzdem den Kopf aufgeschlagen!“ Aber woher kommen denn diese ganzen Geschichten? „Maul halte!“ Danach bekommt Fritz einen minutenlangen Hustenanfall und wir machen uns echt Sorgen um ihn. Da hilft nur eine Weinschorle und anschließend erzählen die drei Heidelberger Geschichten, über die wir am nächsten Morgen einfach nur staunen können. Allein vom Tunnel war keine Rede mehr.

Wieder nüchtern und vom Rauch befreit, treffe ich mich am nächsten Morgen mit dem Heidelberger Archäologen Achim Wendt. Er ist Leiter eines Büros für Denkmalpflege und hat schon einige Untersuchungen in der Kurpfalz angestellt. Meine Frage nach dem Gang beantwortet er unerwartet direkt: „Die Heidelberger erzählen immer, dass sich unter ihrem Keller noch ein weiterer befindet und der sei dann mit dem Tunnel verbunden – und das stimmt.“ Für einen kurzen Moment sehe ich mich am Olymp der Heimatforschung angelangt; kommt es jetzt zur Klärung des großen Heidelberger Mythos'? Doch Wendt holt mich gleich wieder unter die Erde zurück: „Diese Tunnel unter den Kellern sind Latrinen. Sie existieren teilweise, so die archäologischen Befunde, seit 600 Jahren und bildeten das erste großangelegte Entsorgungssystem Heidelbergs.“ Aus Platzmangel konnte man die Latrinen nicht im Hof errichten, so wurde ein Schacht in den Kellerboden hineingebaut. Um dann die „Soße“ ablaufen zu lassen, verband man die Schächte mit einem Kanalsystem und leitete sie in den Neckar. Vom Schloss herunter tat man genau das gleiche. Die am Hang befindlichen Wasserquellen wurden zusätzlich für zwei Mühlen genutzt. Deren Wasser wurde zusammengefasst und lief ebenfalls über Kanäle ab. „Die großen Kanäle sind mitunter so groß, dass in ihnen ein kleiner Mensch rumlaufen kann. Aber nur zum alleinigen Zweck, dass sie diese säubern können. Ein Kurfürst ist da ganz sicher nicht entlang gelaufen.“

Ein wenig ernüchtert bin ich jetzt schon. Kein mystischer Gang, aber doch mehrere Tunnel und dann auch noch in der ganzen Altstadt verteilt. Heidelberg, du wirst auf ewig Provinz bleiben! **(mgr)**

Nächste Folge: Drogen, Gewalt und Ratten – die vergessene Unterführung am Bismarckplatz

Ausgeschenkt

Kaffee und Kunst im Doppelpack

Das „Kaffeezimmer²“: Ein Zuhause für koffeinsüchtige Kunstliebhaber

Zwischen einem Galeriebesuch oder einem gemütlichen Heißgetränk auf der Ledercouch braucht man sich im „Kaffeezimmer²“ in der Weststadt nicht zu entscheiden – hier bekommt man nämlich gleich beides: einen guten Kaffee in heimeliger Umgebung und Fotokunst zum Anfassen.

Die große Fensterfront zur Straße bringt Licht in das loftähnliche Café – Glühbirnen, die an schwarzen Kabeln von der Decke hängen, werden nur als Deko angeknipst. Fühlt man sich anfangs erschlagen von der Weite des Raumes, wird es umso gemütlicher an dem groben Holzesstisch, der den Treffpunkt des Cafés bildet. Dort sitzt man vis-à-vis mit Freunden oder Fremden und genießt in geselliger Runde Kaffee und Kuchen. Beides gibt es im originellen „Gedeck“. Eine zu empfehlende Kombination ist beispielsweise der sogenannte „Flat White“ – ein Espresso in einem feinporig aufgeschäumten Milchbett – und ein Stück Rosmarin-Johannisbeer-Tarte. Wer totale Entspannung sucht, kann sich auf die cognacfarbene Ledergarnitur im vorderen Teil des Cafés legen und die kleine Galerie aus der Waagerechten betrachten.

Das Thema Architektur steht momentan im Vordergrund der ausgestellten Fotos, die man übrigens auch kaufen kann. Vier bis fünf Mal im Jahr wechseln die Exponate. Neben Kunstinteressierten kommen auch Bücherwürmer nicht zu kurz: Wer Zeitung oder Buch für eine entspannte Lektüre vergessen hat, kann sich an dem gut sortierten Bücherregal bedienen. Das Kaffeezimmer² ist eine wohltuende Alternative zur hektischen „to go“ Kultur: Hier wird Raum gegeben für eine traditionelle Kaffeepause ohne Pappbecher, stattdessen mit viel Aroma.

Die Abendstunden im „Kaffeezimmer²“ sind ein Muss für Gin Tonic-Liebhaber. Denn mit einem Preis von 5,50 Euro kann freitags das Studentenportemonnaie bis 23 Uhr geschont werden. Als besonderes Schmankerl im Kühlregal wird bayerisches Bier ausgeschenkt: Das Augustiner Helle bietet selbst überzeugten Pils-Trinkern eine willkommene Abwechslung. Die Quadratpotenz im Namen steht für alles in einem Zimmer: für das zweite Standbein (das erste Kaffeezimmer eröffnete im August 2013 in der Bahnstadt), für die Kombination aus Café und Kunst und für einen besonders aromatischen Koffeingenuss. **(aig)**

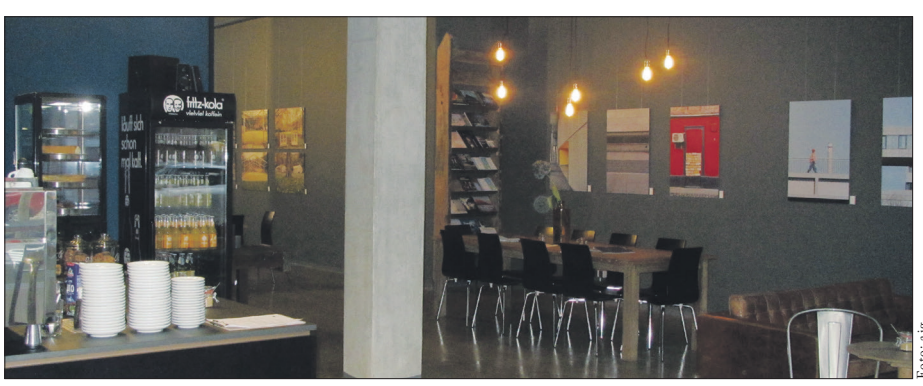


Foto: aig

Preisliste

Americano	2,30 €
“Heldenpause”	2,90 €
Augustiner Helles (0,5)	3,60 €
Tagessuppe	3,70 €
Fotoabzug	187 €

Weststadt
Bahnhofstraße 34

Öffnungszeiten:
Montag–Samstag: 8 bis 18 Uhr
Freitag: 8 bis 23 Uhr
Sonntag: 12 bis 17 Uhr

Angebote des Hochschulteams

11.11. Der Beruf des Patentanwalts
Neue Universität, HS05, 18:00 Uhr
12.11. Check der Bewerbungsunterlagen
AA Heidelberg, Anmeldung per E-Mail!
18.11. Existenzgründer-Workshop
AA Heidelberg, Anmeldung per E-Mail!
19.11. Studium und Arbeitsmarkt (Studieninfotag)
Hörsaal Physik, INF 308, 15:00 Uhr
02.12. Workshop Selfmarketing
AA Heidelberg, Anmeldung per E-Mail!

Agentur für Arbeit Heidelberg
Kaiserstraße 69/71, 69115 Heidelberg
E-Mail: Heidelberg.Hochschulteam@arbeitsagentur.de
www.arbeitsagentur.de

Bundesagentur für Arbeit
Agentur für Arbeit Heidelberg

In der Warteschleife

Über 500 Flüchtlinge fanden vorübergehend Zuflucht in den Patton Barracks. Die Stadt plant dort eine dauerhafte Unterbringung

von Christina Deinsberger und Felix Hackenbruch

Der Weg führt über die Montpellierbrücke und vorbei am beliebten Mandy's Diner. Ab dort erstreckt sich das trostlose Industriegebiet zwischen Bahnstadt und Kirchheim. Genau hier, zwischen dreckigen, unscheinbaren Autowerkstätten und einer ranzigen Frittenbude liegen die Patton Barracks. Aus der Ferne wirken sie baufällig und scheinen langsam zu verwildern. Dennoch müssen die Menschen, als sie hier vor knapp zwei Monaten ankamen, große Erleichterung und Hoffnung verspürt haben. „Das Gefühl, nach Deutschland zu kommen, war so schön, weil ich nicht wusste, ob ich es lebendig schaffen würde", berichtet ein junger Mann aus Afghanistan. Diese Erfahrung teilen wohl viele der 500 Flüchtlinge, die Anfang September für kurze Zeit in Heidelberg aufgenommen wurden.

Grund für die Aufnahme war eine massive Überbelastung der Landeserstaufnahmestelle (LEA) für Flüchtlinge in Karlsruhe. „Wir hatten die Wahl: Entweder wir schließen die LEA, wie die meisten anderen Bundesländer, oder wir bemühen uns um Notunterkünfte", berichtet Wolf-Dietrich Hammann, Ministerialdirektor des Integrationsministeriums Baden-Württemberg. Die Suche des Landes war erfolgreich, als sich die Stadt Heidelberg nach Verständigung mit den Eigentümern des Kasernenareals spontan bereit erklärte, in den Patton Barracks Notunterkünfte einzurichten. Es folgte ein wahrer Kraftakt. Binnen 48 Stunden schafften es professionelle Helfer des Roten Kreuzes, THW und der Feuerwehr, mit Unterstützung zahlreicher Ehrenamtlicher die verlassenen GI Kasernen bewohnbar zu machen. Sanitäre Anlagen, Feldbetten und mobile Zäune wurden buchstäblich aus dem Boden gestampft. Kistenweise schaffte man hektisch Schlafsäcke, Kleidung und Hygieneartikel heran. „Eine unglaubliche Leistung", wie Sozialbürgermeister Joachim Gerner resümiert.

Am Freitagabend, dem 12. September, war es soweit, dass die ersten Busse voller Flüchtlinge die eisernen Tore der Patton Barracks passieren konnten. Die Ankömmlinge stammten aus aktuellen Krisenherden in Syrien und Nordafrika, aber auch aus klassischen Auswanderungsgebieten wie dem Balkan und der Sahelzone. Die meisten befinden sich auf einer Odyssee, die mit der Ankunft in Heidelberg noch lange kein Ende gefunden hat. Nur ein bis drei Wochen betrug die Aufenthaltszeit in der Unterkunft, denn zur Aufnahme des Asylverfahrens müssen die Bewerber zurück nach Karlsruhe. „Wenn der Anruf aus Karlsruhe kam, mussten wir kurzfristig Transferlisten erstellen und die Menschen auf den Transport vorbereiten – oftmals bis zu 50 Flüchtlinge auf einmal", erinnert sich Sonia Badis, provisorische Leiterin der Patton Barracks. Sie arbeitet im Auftrag des privaten Dienstleistungsunternehmens European Homecare, dem das Regierungspräsidium die Verwaltungszuständigkeit für die Notlager übertragen hat.

Nach dem Chaos der ersten Stunden fanden die neuen Bewohner und die zehn Mitarbeiter schnell zur Routine. „Es war eigentlich ganz ruhig – völlig anders, als man das erwarten würde", schildert Badis. Vom gemeinsamen Essen bis hin zur Ausgabe von Kleidung und Hygieneartikeln mussten sich die aus dem gewohnten Kulturkreis gerissenen Menschen miteinander arrangieren. Kleine Arbeitsdienste wie Putzen, Waschen oder Kehren können gegen ein Taschengeld von 1,05 Euro pro Stunde verrichtet werden. In einem ungewissen Zustand des Wartens nutzen viele die Zeit für Spaziergänge oder zum Einkaufen. Jüngere Bewohner zieht es auch mal in die Disko. „Alles kein Problem", unterstreicht Sonia Badis, „wir sind schließlich kein Gefängnis." Doch diese harmonische Stimmung wurde getrübt: Viele Ankömmlinge waren von Krieg, Armut und dramatischen Fluchtgeschichten stark traumatisiert. Die Bewältigung dessen ist oftmals einen quälender und schmerzhafter Prozess. Für solche Fälle standen professionelle Seelsorger zur Seite. Ein besonders erdrückendes Schicksal ist Badis deutlich in Erinnerung geblieben: „Eine schwangere Afrikanerin kam hier an. Bei der Überfahrt sah sie ihren Mann im Mittelmeer ertrinken. Trotzdem erwartete sie ihn täglich und fragte immerzu nach ihm. Nach wenigen Tage verlor sie vor Sorge ihr Kind."

Trotz solch aufwühlender Geschichten steht aber vor allem die Erstversorgung im Vordergrund. Darum kümmerten sich bald nicht mehr nur Badis und ihr Team. Mit Ankunft der Flüchtlinge entstand eine Welle der Solidarität. Den zunächst unbedarften Helferwillen versucht die Initiative „Heidelberg sagt Ja" zu bündeln. Schon vor der akuten Notsituation, war sie bereits im Sommer angesichts des nicht abreißenden Flüchtlingsstroms gegründet worden. Denn häufig fehlt der professionelle Unterbau, um ehrenamtliche Bereitschaft effektiv einsetzen zu können. Michael Wustmann, Koordinator der Initiative, erklärt: „Wir haben unseren Fokus der akuten Situation angepasst. Wir wollten zeigen, an wen man sich wenden kann, wenn man helfen will." Bereits früh begann eine Kooperation mit dem Asylarbeitskreis. Auch mit Caritas, Diakonie und dem Roten Kreuz steht die Initiative später in Kontakt und verweist auf deren Angebote. Diese Vereine setzten sich schon lange für die Verbesserung der Flüchtlingssituation in Heidelberg ein; besonders in Form von Sprachunterricht, kultureller Einbindung, Verfahrensberatung und Spendenorganisation.

Das gemeinsame Konzept geht auf: Nicht zuletzt durch prominente Erstunterzeichner wie Schriftsteller Rafik Schami oder Uwe Hollmichel, Direktor der Deutschen Bank in Heidelberg, erreicht die Initiative rasch Bekanntheit. Unzählige Heidelberger nutzen die Gelegenheit und hinterlassen auf der Homepage Willkommensgrüße, spenden Sachgüter, Geld und Zeit. Wustmann zeigt sich begeistert ob der Hilfsbereitschaft: „Dass es sich so entwickeln würde, habe ich mir natürlich gewünscht, ich hätte es in diesem Maße aber nicht erwartet." Ähnliches berichtet Badis in deren Büro sich Wochen später noch Kartons voll zurückgelassener Spenden stapelten: „Es ist unglaublich, wie viele Spenden wir erhalten haben und zudem tausende Anfragen von Ehrenamtlichen – ich konnte gar nicht alle einsetzen."

Doch trotz öffentlicher Solidarität sind die alten Kasernenflächen schon fünf Wochen nach der Eröffnung nahezu ausgestorben. Allein Sonia Badis, drei ihrer Mitarbeiter und zwei Wachmänner harren noch aus. Um kurzfristige Engpässe im Notfall abfangen zu können, bleibt die Einrichtung noch bis Mitte November in Bereitschaft. Auf die Nachfrage hin, wieso die offenbar so erfolgreiche Unterbringung deutlich früher als geplant abgebrochen wurde, weist Joachim Fischer vom Regierungspräsidium darauf hin, dass es weder Heizungen, noch frosttaugliche Wasserleitungen gibt. „Die Kasernen sind von Beginn an nicht zur dauerhaften Unterbringung geeignet gewesen und mit Blick auf schnellstmögliche Schließung eingerichtet worden. Endgültig aufgeben wollen wir die Patton Barracks noch nicht, aber eine Überwinterung dort muss dringend vermieden werden." Michael Wustmann von „Heidelberg sagt Ja" gibt zu bedenken: „Heidelberg hat Kapazitäten. Über eine Nutzung sollte man deshalb generell nachdenken – das ist jedenfalls besser als Zelte." Denn auch in Karlsruhe und Bruchsal waren Notlager aufgeschlagen worden. Dort wurden die Flüchtlinge in Zelten und Sporthallen untergebracht.

Die Stadt scheint die Patton Barracks ebenfalls für geeignet zu halten. Bereits im November sollen dort erneut Asylbewerber untergebracht werden, allerdings in Form von langfristigen Unterbringungen, wie sie in Kirchheim und im Pfaffengrund bestehen. Zwei Kasernengebäude werden auf den Einzug von 200 Asylbewerbern vorbereitet. Dafür nimmt die Stadt 1,5 Millionen Euro in die Hand, um besonders die Heiz- und Wassersituation zu verbessern. Außerdem wird das ehemalige Hotel Metropol in der Alten Eppelheimer Straße saniert und parallel privater, städtischer Wohnraum gesucht. „Wir möchten die Menschen möglichst gut in unserer Stadt integrieren und isolierte Standorte am Ortsrand oder Notunterkünfte in Containern oder Zelten vermeiden", erklärt Sozialbürgermeister Gerner. Wie das angesichts des bestehenden Mangels an städtischem Wohnraum umgesetzt werden soll, bleibt unklar.

Auch Wochen nach der Schließung ist das Interesse an der Thematik ungebrochen: Die Zahl der Hilfsangebote wächst weiter. Es herrscht reger Andrang bei flüchtlingspolitischen Veranstaltungen. Die Hilfsbereitschaft besteht, doch deren Umsetzung gestaltet sich schwierig. Das Ehrenamt allein könne nicht alle Verantwortung tragen, so Gudrun Sidrassi-Harth, Vorstandsvorsitzende des Asylarbeitskreises. Sie sieht die Politik in der Pflicht, sich stärker für die Interessen der Flüchtlinge einzusetzen. Ein erster Schritt dazu erfolgte durch den Beschluss der Landesregierung, den Zugang zum Arbeitsmarkt für Asylbewerber zu vereinfachen.

Für viele knüpfen sich daran große Hoffnungen – auch für einen jungen Afghanen, der erst vor kurzem in Deutschland angekommen ist: „Ich möchte mein Studium hier fortsetzen und in Deutschland arbeiten. Mehr nicht."







Fotos: Philipp Rothe

In einem organisatorischen Kraftakt errichten Helfer eine Bleibe für hunderte Flüchtlinge. Von der Solidarität der Heidelberger Bevölkerung zeugt die große Spendenbereitschaft. Für die Flüchtlinge ist Heidelberg jedoch nur eine Zwischenstation

Asylbewerbung in Deutschland

Jeder Flüchtling kann in Deutschland Asyl beantragen. Gewährt wird dieses, wenn im Herkunftsstaat eine Bedrohung für Leben oder Freiheit des Betroffenen herrscht, so Artikel 16 des Grundgesetzes und der Genfer Flüchtlingskonvention. Ausgenommen davon sind die sogenannten sicheren Herkunftsstaaten, in denen keine politische Verfolgung vermutet wird. Diese Vermutung muss ein Asylbewerber durch Nachweis besonderer Umstände entkräften.

Für Unterkunft, Versorgung, Sicherheit und Betreuungen der Flüchtlinge sind die Bundesländer verantwortlich. Eingereiste werden auf die Landeserstaufnahmestellen (LEA) verwiesen, wo sie registriert und bis zur formgerechten Antragsstellung untergebracht werden. Die Aufnahme eines Antrags, womit das eigentliche Asylverfahren eröffnet wird, braucht bis zu sechs Wochen. Aus Mangel an Kapazitäten in der LEA entstanden kurzfristig Übergangslager, so auch die Patton Barracks.

Nach der Antragsstellung werden die Flüchtlinge mittels eines Bevölkerungsschlüssels auf die verschiedenen vorläufigen Unterbringungsstellen der Landkreise verteilt. Für die Dauer des Asylverfahrens, in der Regel bis zu zwei Jahren, sind die Kommunen für die Flüchtlinge verantwortlich. Zur Betreuung wird ihnen in Baden-Württemberg eine pro Kopf Pauschale von aktuell jährlich 12.270 Euro zur Verfügung gestellt. In dieser Zeit herrscht in Baden-Württemberg die gelockerte Residenzpflicht, wonach sich die Asylsuchenden im jeweiligen Bundesland frei bewegen dürfen. Arbeiten dürfen Flüchtlinge und Asylbewerber nur sehr eingeschränkt und erst nach Ablauf von neun Monaten. Durch den Asylkompromiss von September 2014 zwischen Bund und Ländern und neue Asylgesetze der Grün-Roten Landesregierung verändern sich in den nächsten Monaten einige Bestimmungen. So steht Flüchtlingen ab 2016 gesetzlich mehr dezentralisierter Wohnraum zu. Bei Flüchtlingskindern soll die Schulpflicht konsequenter durchgesetzt werden. Außerdem sollen Asylbewerber Anrecht auf deutsche Sprachkurse erhalten und schon nach drei Monaten in den Arbeitsmarkt integriert werden.

„Armut behindert Migration“

Flüchtlinge, die in Europa landen, sind häufig noch nicht mal die Ärmsten der Armen. Das zumindest behauptet der Osnabrücker Migrationsforscher Jochen Oltmer



Foto: Sara Prestianni, CC BY 2.0

Trotz widrigster Bedingungen können sich nur die wenigsten Afrikaner die Flucht auf einem Schlepperboot leisten

Vor Lampedusa spielen sich oft dramatische Szenen ab. Mithilfe von Schmugglerbanden versuchen immer wieder Massen an afrikanischen Flüchtlingen der Armut zu entfliehen. So lernt man es jedenfalls in den Medien. Der Historiker und Migrationsforscher Jochen Oltmer von der Universität Osnabrück hat darauf einen anderen Blick, wie er in seinem Vortrag zum Thema „Migration und Minderheitenbildung im Europa des 20. Jahrhunderts“ im Historischen Seminar am 23. Oktober erklärte.

Eine Masseneinwanderung aus dem Nahen Osten und Afrika nach Europa sei nicht zu beobachten. Als Beispiel hierfür nannte er die Migration vom globalen Süden, den Entwicklungs- und Schwellenländern in den globalen Norden, den führenden Industrienationen. Im Jahr 2013 lebten laut UNO insgesamt 81,9 Millionen Zuwanderer aus dem globalen Süden im globalen Norden. Der Anteil beträgt lediglich 1,2 Prozent der Weltbevölkerung. Auch für Deutschland lässt sich ein relativ kleiner Wert ausmachen. Von 1,26 Millionen Zuwanderern kommen lediglich rund 400.000 Menschen aus Gebieten außerhalb der EU und der USA. Dies ist nur ein halbes Prozent der deutschen Gesamtbevölkerung, der Anteil an Einwanderern aus dem Nahen Osten und Afrika fällt deutlich geringer aus.

Denn laut Jochen Oltmer verhindert Armut Migration. Nur die Bessergestellten in den armen Regionen können es sich leisten, die hohen Transportkosten und genügend Startkapital für das Leben in Europa aufzubringen. Sie sind ehrgeizig, qualifiziert und jung: Die Mehrheit der Migranten ist zwischen 15 und 30 Jahre alt und auf der Suche nach Berufschancen. „Objektivierungen wie Flüchtlinge und Opfer sind zu vermeiden. Sie werden ihnen nicht gerecht“, so Oltmer.

Mit Blick auf die aktuelle Integrationsdebatte in Deutschland um die muslimischen Einwanderer, merkt Oltmer im Gespräch an, dass es diese Gruppe so nicht gibt: Die Muslime unterteilen sich in verschiedene Herkunftsländer, die mit verschiedenen Zielen und zu verschiedenen Zeitpunkten nach Deutschland kamen.

Ein wichtiger Begriff ist der der linearen Integration. Das heißt, Migranten wandern mit dem Ziel ein, zu bleiben, sich zu integrieren und nicht in ihr Heimatland zurückzukehren. Dies war bei den Familien der früheren Gastarbeiter nicht die Regel, sondern die Ausnahme. Von 14 Millionen Gastarbeitern haben 12 Millionen Deutschland wieder verlassen. Dies war so von beiden Seiten geplant. Daher wurde nur eine Sprachkompetenz vermittelt, um effizient und ohne eine Sicherheitsrisikio arbeiten zu können. Die Kinder sollten lediglich die Herkunftssprache gut beherrschen, da von einer Rückkehr in das Heimatland ihrer Eltern wie der Türkei ausgegangen wurde.

In den 1970er Jahren zeigte sich, dass einige Gastarbeiter mit ihren Familien hier bleiben würden. Ab diesem Zeitpunkt hat es die Bundesregierung 20 bis 25 Jahre „verschlafen“, sich um eine Integration, etwa durch Sprachkurse, zu bemühen. Der Staat soll jedoch, laut Oltmer, letztlich nicht steuern, sondern nur die Bedingungen schaffen, damit sich Strukturen ausbilden, die eine Integration ermöglichen. Dazu gehört für Oltmer aber nicht ein islamischer Bekenntnisunterricht: „Es wäre verfehlt, den Staatskirchenvertrag auf immer mehr Gruppen auszuweiten. Unsere Gesellschaft wird immer diverser. Ein allgemeiner Werte- und Normenunterricht mit philosophischen Aspekten ist deutlich sinnvoller, als in der Institution Schule die Menschen nach Konfessionen zu trennen.“ Kommunikation sei stattdessen bei der aktuellen Debatte um Zuwanderer muslimischen Glaubens geboten. Ein klassisches Beispiel für eine Fehlwahrnehmung ist die Debatte um muslimische Mädchen im Schwimmunterricht: 90 Prozent nehmen daran teil. Durch den Eindruck, dies sei ein generelles Problem der Muslime, wird die überwältigende Mehrheit zu Unrecht unter Verdacht gestellt. Mit einem solchen Vorgehen „schaffen Massenmedien Minderheiten in den Köpfen“, wie Oltmer betont. Für ihn kommen mit den Zuwanderern „erhebliche Potenziale ins Land“. Die Einflüsse verschiedener (Hoch-) Kulturen würden die deutsche Gesellschaft bereichern. Genauso würden die Wirtschaft und die Sozialsysteme angesichts des Fachkräftemangels und des demographischen Wandels profitieren. Dem folgt die Deutsche Industrie- und Handelskammer, die für den deutschen Arbeitsmarkt 1,5 Millionen weitere Zuwanderer fordert. Zudem bieten Einwanderer in einer globalisierten Welt auch der deutschen Wirtschaft eine Anbindung an die Märkte ihrer Heimatländer.

Daher kritisiert Oltmer in seinem Vortrag zurecht, dass in der (Forschungs-) Debatte bisher zu wenig auf die Rolle von nichtstaatlichen Institutionen wie Gewerkschaften, Vereine oder Unternehmen geschaut wurde. Dabei zeigt doch das Beispiel der Gastarbeiter und der Anwerbeverträge Mitte des 20. Jahrhunderts wie groß die Bedeutung nichtstaatlicher Akteure für das Thema Zuwanderung in Deutschland ist. **(zef)**

Scharfsinniger Geist

Der große Heidelberger Soziologe M. Rainer Lepsius ist gestorben. Ein Nachruf

Die Soziologie ist ein Fach, das mitunter wegen seiner worthülsenreichen Sprache verspottet wird. Es gibt sogar Kritiker, welche den teils umständlichen Jargon der Soziologen als einen Versuch betrachten, über Inkompetenz und Unwissenheit hinwegzutäuschen. Dass die soziologische Perspektive aber gesellschaftliche Probleme wohldefinieren und klare Instrumente für deren Lösung an die Hand geben kann, hat kaum einer besser gezeigt, als Mario Rainer Lepsius. Dieser große Soziologe, der am 2. Oktober in Weinheim verstorben ist, beherrschte sein Handwerk meisterlich.

1928 in Rio de Janeiro in eine großbürgerliche Familie aus Intellektuellen und Künstlern hineingeboren, wuchs M. Rainer Lepsius ab seinem achten Lebensjahr in München auf und gehört damit zu der Generation von bedeutenden Soziologen, die den Zweiten Weltkrieg noch bewusst miterlebten, was seine Interessen und Arbeiten zeitlebens prägte. So studierte er Jura, VWL und Geschichte und wendete sich später der Soziologie zu, deren Etablierung als universitäre Fachrichtung mit berufsqualifizierender Ausrichtung er vorantrieb. Er demonstrierte auf beeindruckende Weise die Erklärungskraft der Soziologie gerade dort, wo andere Disziplinen versagen.



Foto: Alexander Lucas

Nach seiner Habilitation wechselte er von München nach Mannheim und dann im Jahre 1981 an die Universität Heidelberg, wo er bis zu seiner Emeritierung 1993 als Ordinarius für Soziologie wirkte.

Lepsius orientierte sich früh an Max Weber, dessen Leben ebenfalls stark an Heidelberg geknüpft ist. Die intensive Beschäftigung mit dem wichtigsten Soziologen aller Zeiten führte in Zusammenarbeit mit fünf weiteren Wissenschaftlern zur historisch-kritischen Max-Weber-Gesamtausgabe. Weber wurde nicht alt, hinterließ aber ein extraordinäres, wenn auch fragmentarisches und unvollendetes Werk. Dieses wollte Lepsius aufarbeiten und -bereiten und so wurde das Lebenswerk Webers gleichfalls zum seinen. Doch konnte auch er es nicht restlos zu Ende bringen. Seine tiefschürfende Auseinandersetzung mit Webers Werk und Privatleben machte ihn nicht nur zu einem seiner wichtigsten Deuter, sondern auch zum wohl besten Kenner dessen Person. „Er hätte das Wissen gehabt, eine großartige Biografie zu schreiben“, weiß Wolfgang Schluchter, emeritierter Professor für Soziologie in Heidelberg, der Mitherausgeber der Gesamtausgabe ist und Lepsius über 50 Jahre kannte.

Lepsius' eigene Untersuchungen basieren auf Webers Ideen und dessen soziologischem Institutionalismus. Er war überzeugt, dass Demokratisierung für die deutsche Gesellschaft von besonderer Wichtigkeit sei. Unter dem generationstypischen Stichwort „angewandte Aufklärung“ untersuchte er, wie Institutionen Interessen strukturieren und Ideen, wie zum Beispiel den Rechtsstaat, konkretisieren können. Lepsius war einer von wenigen deutschen Soziologen, die sich eingehend mit der jüngeren deutschen Vergangenheit auseinandersetzten. Dabei hatte er ein enormes sozialgeschichtliches Wissen und konnte damit selbst seine eigene Familiengeschichte soziologisch analysieren. Die Wiedervereinigung war für Lepsius auch persönlich von großer Bedeutung, weil seine Familie in Ostdeutschland verwurzelt war. So setzte er sich nach der Wende dafür ein, dass das ostdeutsche Wissenschaftssystem in das der Bundesrepublik integriert und die Fächer Soziologie und Politische Theorie an allen dortigen Universitäten etabliert wurden.

In Erinnerung bleiben werden seine mit Humor und Scharfsinn versehenen, rhetorisch glänzenden Reden; seine durchblickeröffnenden Aufsätze sowie seine Werke zur politischen Soziologie Deutschlands und zu Grundbegriffen der Gesellschaftsanalyse werden für viele Studierende unumgänglich sein. Lepsius war ein unabhängiger Denker und dabei, so bringt es Wolfgang Schluchter auf den Punkt, „außerordentlich scharfsinnig in der Diagnose gesellschaftlicher Verhältnisse, mit einem Blick für die Prozesse, sehr skeptisch gegenüber Ideologien.“ Für das Max-Weber-Institut, dem M. Rainer Lepsius bis zuletzt eng verbunden war, ist dessen Tod ein schmerzlicher Verlust. Aber sein geistiges Erbe wird erhalten bleiben. **(fel)**

Wir brauchen Redaktöre

Lorem ipsum dolor sit amet, consectetuer adipiscing elit. Aenean commodo ligula eget dolor. Aenean massa. Cum sociis natoque penatibus et magnis dis parturient montes, nascetur ridiculus mus. Donec quam felis, ultricies nec, pellentesque eu, pretium quis, sem. Nulla consequat massa quis enim. Donec pede justo, fringilla vel, aliquet nec, vulputate eget, arcu. In enim justo, rhoncus ut, imperdiet a, venenatis vitae, justo. Nullam dictum felis eu pede mollis

Redaktionssitzung:
Immer montags, 20 Uhr
Albert-Ueberle-Straße 3–5

ruprecht
Heidelberger Studentenzeitung

outdoor
adventure
climbing
alpin
& more...
globetrotter
outfitter
Plöck 73 / 69117 HD / Tel. 06221-6734681
Mo. - Fr. 10-19 Uhr, Sa. 10-18 Uhr
pos@backpacking-united.com · www.Backpacking-United.com

Gesichter der Empathie

Empathie – Ein Modewort des 21. Jahrhunderts, ein unverzichtbarer Wert für jede Gesellschaft oder schlicht überbewertet? Wir stellen einige Perspektiven führender Wissenschaftler und Denker vor



Foto: privat

Eine Definitionsfrage

Von Dorina Marlen Heller und Margarete Over

In der Sozialpsychologie wird Empathie als Quelle altruistischer Motivation diskutiert. Altruismus steht dabei im Gegensatz zu Egoismus für das Handeln mit dem Ziel, das Wohlergehen einer anderen Person zu erhöhen, nicht das der eigenen Person. Nach der Empathie-Altruismus-Hypothese führt ein stark ausgeprägtes Einfühlungsvermögen unabhängig von der Situation zu Hilfestellung. Ausgehend von dieser Annahme verhält sich ein eher egoistischer Mensch nur dann prosozial, wenn es nach dem Kosten-Nutzen-Kalkül vorteilig für ihn ist. Dies kann der Fall sein, wenn die Situation keine oder nur erschwerte Fluchtmöglichkeit bietet. In einer solchen Situation unterscheiden sich ein altruistisch und ein egoistisch motivierter Mensch nicht im Bezug auf ihr tatsächlich gezeigtes Verhalten, wohl aber im Hinblick auf ihre Motivation. Das mutet nach einer stark theoretisierten Überlegung zu Empathie an, die im Alltag schwer zu überprüfen scheint. Und trifft sie denn überhaupt den Kern von Empathie?

Was hat es denn nun auf sich mit diesem Begriff, der spätestens seit der leidenschaftlich geführten Diskussion um Spiegelneuronen in aller Munde ist? Und warum sollten wir uns damit auseinandersetzen? Die vierte Empathie-Konferenz im Deutsch-Amerikanischen Institut Heidelberg gab auf diese Fragen nicht eine Antwort, sondern viele. Vor den beruflichen Hintergründen der Referenten war ein jeweils individuelles Verständnis des Begriffs Empathie gegeben – und durchaus berechtigt: Jede Definition, oder auch bewusst die Entscheidung, Empathie nicht zu definieren, ermöglichte neue Diskurse und Blickwinkel. In diesem Raum für Meinungsvielfalt und damit Gleichwertigkeit unterschiedlicher Betrachtungen lag eine klare Stärke der Konferenz.

Licht ins Dickicht dieser Definitionen zu bringen, sie zu ordnen und in einen größeren Zusammenhang zu bringen, wäre allerdings die logische und zugleich notwendige Konsequenz solch einer Konzeption. An dieser Herausforderung scheiterte die Konferenz. Die konservative Organisation der Veranstaltung, die wenig Raum für Reflexion und Austausch ließ, wurde ihrer Thematik nicht gerecht. Denn inwieweit kann ein starres Format, bei dem die (bis auf eine Ausnahme männlichen) Redner vor einem (überwiegend weiblichen) Publikum referieren, Empathie in seiner erweiterten Bedeutung, nicht zuletzt praktischer und emotionaler Art, gesamtheitlich erfassen?

Der Konferenz fehlte ein Rahmenprogramm, das zweierlei ermöglicht hätte: Zum einen eine Synthese der Standpunkte, um einen roten Faden zwischen den Perspektiven zu legen, zum anderen Raum für eine praxisorientierte, das Publikum miteinbeziehende Auseinandersetzung mit dem Thema. Letzteres hätte sich konkret in offeneren Formaten widerspiegeln können. Die Betrachtung von einem überwiegend wissenschaftlich-theoretischen Standpunkt reicht nicht aus. Denn unabhängig von jeder Definition steht Empathie für etwas Zwischenmenschliches und Gelebtes.


Foto: wikimedia/hu

Hans-Ludwig Kröber, forensischer Psychiater

Gewalt ist antiempathisch und rücksichtslos. Straftätern im Umkehrschluss mangelnde Empathie als Ursache für ihr Verhalten vorzuwerfen, liegt demnach nahe. „Das obligatorische Merkmal der Tat wird damit zum überdauernden Merkmal der Person", beschreibt Hans-Ludwig Kröber den zugrundeliegenden Prozess. Daran, dass es sich dabei um eine kurzschlüssige Denkweise handelt, legte der forensische Psychiater dar.

Ganz im Gegenteil verfügen Psychopathen oftmals sogar über ein besonders stark ausgeprägtes psychologisches Einfühlungsvermögen, sofern von der rein kognitiven Fähigkeit, das Verhalten anderer Menschen zu verstehen, die Rede ist. Eine Eigenschaft, die sich Psychopathen zu Nutzen machen, um andere Menschen zu manipulieren. Und diejenigen, denen tatsächlich eben weitestgehend diese Fähigkeit fehlt, Personen mit Autismus etwa, sind bei Weitem keine Straftäter.

Auch „ist es oft gut, nicht alles nachzuempfinden", betont er weiter. Gerade im therapeutischen Bereich ist es wichtig, Abstand zu wahren, um tatsächlich helfen zu können. Deshalb spricht Kröber sich dafür aus, „den schwammigen Begriff zu verlassen und zu sagen, was wirklich gemeint ist". Gewichtiger als das Einfühlungsvermögen sind bei Straftätern vielmehr Bindungsfähigkeit und Beziehungsstruktur. Häufig liegt eine dissoziale Prägung vor, die mit den Aufwuchsbedingungen zusammenhängt. Dabei fällt es den Betroffenen zwar nicht schwer, Beziehungen einzugehen, wohl aber, sie aufrechtzuerhalten. „Empathiemangel ist eine inhaltsarme, zirkuläre Scheinerklärung für komplex bedingtes Delinquenzverhalten." **(mov)**


Foto: wikimedia/Stephan Röhl

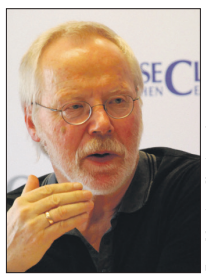
Bernhard Pörksen, Medienwissenschaftler

Geschichten machen empathisch. Wir sind das „storytelling animal" (Jonathan Gottschall), das Geschichten braucht, um die Welt zu verstehen. Auf einer konsumorientierten, praktischen Ebene heißt das zum Beispiel: Ein Unternehmensimage ist die Summe der Geschichten, die KundInnen sich darüber erzählen, so Medienwissenschaftler Bernhard Pörksen. Er ist vom großen Potential des Geschichtenerzählens überzeugt, denn Geschichten schaffen Identität. Sie sind Botschaftsträger und können uns Inhalte anders vermitteln. Darin liegt aber auch eine gewisse Gefahr, ein Manipulationspotential. Geschichten können als Korsett fungieren, sie können uns festlegen und in einen bestimmten Rahmen pressen. Man denke dabei nur an die Propaganda des Dritten Reiches: gezielte, raffinierte Konstruktionen von „Geschichten", einer anderen Realität, die das Handeln und Empfinden ganzer Generationen vergiftet haben. „Gute Geschichten", also solche, die funktionieren, die empathisch machen, lassen Leerstellen. Sie integrieren eine gewisse Widersprüchlichkeit, ihnen liegt ein Konflikt zugrunde und es ist Platz für Risiko und Melancholie. Wir alle haben Geschichten zu erzählen und somit die Möglichkeit, Empathie zu schaffen. **(dmh)**


Foto: wikimedia/Jens Komossa

Richard David Precht, Philosoph

Der technische Fortschritt ist der einzige Fortschritt in der Geschichte der Menschheit, der irreversibel ist. Und wir können uns ihm nicht entziehen. Auf Basis dieses Statements entwirft Richard David Precht seine Zukunftsvisionen für unsere Gesellschaft. Er ist überzeugt, dass die Technologie der Zukunft empathisch ist, sie antizipiert unser Verhalten, sie weiß was „gut" für uns ist, (scheinbar) besser als wir selbst. Sie nimmt uns die „anstrengende Freiheit", das Risiko, sich falsch zu entscheiden, das – laut Precht – „Unerträgliche an der Freiheit". Konkret könnte das heißen, dass uns die Tapete der Zukunft Einkaufs- und Ernährungsentscheidungen aufgrund der Auswertung unseres körperlichen wie emotionalen Befindens abnimmt. Diese nicht aufhaltbare Digitalisierung werde künftig auch in Schulen eine große Rolle spielen. Laut Precht ist es die Aufgabe dieser, „es möglich zu machen, ein erfülltes Leben zu führen". Das sei im derzeitigen Schulsystem noch kaum gegeben. Dabei seien es gerade die „nicht-kognitiven" Fähigkeiten, die stark mit Empathie verknüpft sind und in unserem Leben eine wesentlich größere Rolle spielen. Das wird auch in den sich verändernden Anforderungen des Arbeitsmarkts sichtbar. Extreme Flexibilität, Authentizität, die Eigenschaft Fehler zuzugeben, Neugier, sowie die Fähigkeit, klug mit den eigenen Gefühlen umzugehen - so sieht Precht zufolge das Anforderungsprofil künftiger JobbewerberInnen aus. Und Empathie will gelernt sein. Aber das funktioniert nur praktisch, niemals theoretisch. Empathie muss im jeweiligen Umfeld (vor)gelebt werden. Trotz allem macht Empathie uns noch nicht automatisch zu guten Menschen. Die „Nächstenliebe" kann nicht so ohne Weiteres zur „Fernliebe" ausgeweitet werden. Eine vernetzte Gesellschaft ist noch lange keine empathische Gesellschaft. Ob die Zukunftsvisionen von Precht tatsächlich so oder so ähnlich eintreten, können wir noch nicht abschätzen. Unabhängig davon aber bleibt Empathie einer der wichtigsten Werte in jeder Gesellschaft. Darein zu investieren, lohnt sich. **(dmh)**


Foto: Münchner Kirchenradio

Heiner Keupp, Sozialpsychologe

Ellenbogengesellschaft, Generation Ego, Ichlingkultur, der Medienwelt fehlt es nicht an Begriffen für die Individualisierung der Gesellschaft – spiegelt sie damit die realen Verhältnisse? Einen kritischen Blick auf die vermeintliche Tendenz zum Leben im Alleingang warf Heiner Keupp. Die steigenden Zahlen des Freiwilligenengagements widerlegen die These der Ichlinge. Gesellschaftliches Engagement ist „gelebte Empathie", denn „Empathie ist ohne das Wir unmöglich". Im Rückgriff auf die französische Unterscheidung zwischen ‚citoyen' und ‚bourgeois' schreibt er dem Begriff Bürger eine doppelte Bedeutung zu. Auf der einen Seite steht der ‚bourgeois', der vornehmlich auf seinen eigenen ökonomischen Vorteil bedacht ist. Auf der anderen Seite befindet sich mit dem ‚citoyen' einer, der sich wertegeleitet in die Gesellschaft einmischen und diese mitgestalten möchte. Er widerspricht damit Ulrich Becks These von der „Zivilgesellschaft light", nach der sich die gelangweilte Mittelschicht engagiert. „Soziale Einbettung, Prinzipien der Verlässlichkeit und Beständigkeit gewinnen wieder an Bedeutung", ist Keupp überzeugt. Er beschreibt einen Wandel vom klassischen Ehrenamt mit starren Vereinsstrukturen und Hierarchien zum neuen Ehrenamt, welches sich auszeicht durch geringe Formalisierung, höhere Durchlässigkeit, aber auch Selbstverwirklichung. Also doch nur Egoisten? „Etwas für sich selber tun, bedeutet nicht, Egoist zu sein, sondern in Gesellschaft etwas zu gestalten." **(mov)**


Foto: MC-Möbius.de

Walter Möbius, Arzt

„In unserer Gesellschaft wird allzu oft der medizinische Befund, aber nicht der Mensch behandelt", beschreibt Walter Möbius den Alltag in westlichen Krankenhäusern. Die Beziehung zwischen Arzt und Patient ist ungleich, „deshalb braucht es hier Empathie", so Möbius. Er war 40 Jahre lang praktizierender Arzt und setzt sich jetzt für mehr Empathie im Krankenhausalltag ein. Dabei spielt das Gespräch eine entscheidende Rolle. Schon bei Hippokrates heißt es „Erst das Wort, dann die Arznei, dann das Messer." ÄrztInnen, die ihren PatientInnen zuhören und ihnen mit Respekt und aufrichtigem Interesse begegnen, schaffen eine Vertrauensebene. Studien zeigen, dass Menschen, die sich gut aufgehoben fühlen und ihren behandelnden ÄrztInnen vertrauen sowie (im Gespräch) auf die medizinischen Eingriffe vorbereitet wurden, einen schnelleren und schmerzfreieren Heilungsprozess verzeichnen. In diesem Sinne ist der empathische Umgang mit Kranken auch in jeder Hinsicht ein Gewinn für Krankenhäuser, Krankenkassen und natürlich die PatientInnen selbst. Im Gegenzug dazu: Einsamkeit und Nicht-beachtet-werden machen krank, in Isolation leben bedeutet ein Leben ohne Empathie führen. ÄrztInnen, wie alle anderen Menschen, die mit kranken Menschen zu tun haben, haben also die Möglichkeit mit empathischem Verhalten enorm viel zu bewegen. Es heißt schon bei Virgil: „Menschen sind Musikinstrumente, ihre Resonanz hängt davon ab, wer sie berührt." **(dmh)**

Im Sinne des Erfinders?

Der Nobelpreis erfährt Jahr für Jahr immense mediale Aufmerksamkeit, nur vergleichbar mit jener, die den Oscars zuteil wird. Er wird vergeben für die naturwissenschaftlichen Disziplinen, sowie Literatur und Bemühungen um den Frieden. Nachträglich hat die schwedischen Nationalbank einen „Nobelpreis“ für Wirtschaftswissenschaften gestiftet, der zusammen mit den ursprünglichen Disziplinen überreicht wird.

Der Preis geht auf den schwedischen Industriellen Alfred Nobel zurück, der testamentarisch verfügte, aus den Zinsen seines Vermögens solle ein Preis gestiftet werden. Die Königlich Schwedische Akademie der Wissenschaften zeichnet „denjenigen, der auf dem [entsprechenden] Gebiet die bedeutendste Entdeckung oder Erfindung gemacht hat“, aus.



Die Auswahl in den Naturwissenschaften ist meist nur wenig kontrovers, da die prämierte Leistung objektiv gut beurteilbar ist und Ungemach vor allem von Wissenschaftlern droht, die sich übergangen fühlen. Ganz im Gegensatz dazu der Friedensnobelpreis: Er ist jedes Mal auch eine politische Botschaft und wird oftmals hitzig diskutiert.

Der Friedensnobelpreis wird vom norwegischen Nobelkomitee vergeben, „an denjenigen, der am meisten oder am besten auf die Verbrüderung der Völker und die Abschaffung oder Verminderung stehender Heere sowie das Abhalten oder die Förderung von Friedenskongressen hingewirkt hat“. Im Jahr 2009 erhielt der damals gerade neugewählte US-Präsident Barack Obama, der mit dem Stil seines Vorgängers George W. Bush brach und Zeichen politischer Entspannung sendete, die Auszeichnung.

Verdienste, die ihm anzurechnen sind, sind zum Beispiel der Truppenabzug aus dem Irak und seine Reden im Nahen Osten, in denen er für eine Verständigung der Völker warb und ein neues außenpolitisches Klima geschaffen hat. Im Nachhinein hat sich herausgestellt, dass die Erfüllung der Kriterien durchaus zweifelhaft ist. In die beiden Amtszeiten Obamas fallen auch die mit Grundrechten nur schwer vereinbaren Drohnenangriffe sowie die systematische Überwachung des Internets.

Der Frauenanteil an den Preisträgern ist gering und liegt in den Natur- und Wirtschaftswissenschaften bei einem bis fünf Prozent. Dies hängt mit dem zeitlichen Versatz der Vergabe zusammen – der Preis wird erst vergeben, wenn die tatsächliche Bedeutung der Entdeckung realistisch abzuschätzen ist. In den vergangenen Jahrzehnten prämierte Forscher stammen aus Generationen, in denen diese Wissenschaften eine reine Männerdomäne waren. Daher ist davon auszugehen, dass der Anteil in Zukunft ansteigt.

In den Statuten ist festgelegt, dass eine Auszeichnung auf maximal zwei Personen aufgeteilt werden kann. In Zeiten, in denen besonders in den Naturwissenschaften der Trend zu riesigen Versuchsanordnungen geht, wird das problematisch. Man kann schwerlich die Hunderten von Mitarbeitern am Genfer CERN für die Entdeckung des Higgs-Teilchens ehren, und doch hat jeder von ihnen einen kleinen Anteil am Erfolg des Projekts.

In allen Disziplinen außer Literatur haben US-amerikanische Forscher mit großem Abstand am häufigsten den Preis erhalten; der Anteil liegt bei bis zu 70 Prozent, ein Resultat der elitären amerikanischen Universitäten, denen viele Ressourcen zur Verfügung stehen. Auch sollen sich diese Universitäten der Ivy League absprechen, um dann bei Anfrage der Königlichen Akademie einhellig auf immer dieselben Personen zu verweisen, die dann bei den Nominierungen kaum unberücksichtigt bleiben können. **(jop)**



Der wissenschaftliche Rebell

Stefan Hell, ehemals Heidelberger Student und heute Professor am DKFZ, forscht unkonventionell – jetzt erhielt er den Nobelpreis

Der Physiker Stefan Hell wurde für seine Arbeit am STED-Mikroskop am 8. Oktober in Stockholm mit dem Nobelpreis für Chemie ausgezeichnet. Der einstige Doktorand der Heidelberger Universität wird gerne als Pionier der Mikroskopie bezeichnet. Nun ist er am Ende eines langen Weges angekommen. Eine Geschichte über die Unwägbarkeiten der Wissenschaft und den Mut diese zu überwinden.

Alles begann mit einer Idee. In den achtziger Jahren arbeitete Stefan Hell als Doktorand der Physik an der Heidelberger Universität. Sein Forschungsgebiet umfasste die Lichtmikroskopie, im Spezifischen die Nutzung von Konfokalmikroskopen. Im Gegensatz zur normalen Lichtmikroskopie, bei welcher das gesamte Präparat beleuchtet wird, kann bei dieser speziellen Form der Lichtmikroskopie mit Hilfe von Fluoreszenz und der Reflektion des Lichts die Lichtintensität in eng fokussierten Bereichen gemessen werden. Dies ermöglicht einen besonders hohen Kontrast, welcher wichtig ist um Objekte möglichst gut voneinander unterscheiden zu können. Mit der Entwicklung von guten Linsen im 19. Jahrhundert setzte sich die Mikroskopie als wissenschaftliche Errungenschaft durch. Die Formulierung des Auflösungslimits für Lichtmikroskope durch Ernst Abbe im Jahr 1873 wies jedoch physikalische Grenzen auf. Wollte man zwei Objekte effektiv voneinander trennen, so ging dies nur mit Hilfe einer möglichst hohen Bündelung des Lichts. Je stärker man das Licht fokussierte, desto höher die Auflösung. Doch diese Auflösung ist durch die Beugung des Lichts begrenzt. Das Auflösungslimit, welches bei etwa 0,2 Mikrometern liegt, beschränkt die Möglichkeiten der Mikroskopie seitdem. Kleinere Strukturen, wie Viren und Proteine, sind zwar grob erkennbar, ihre innere Struktur bleibt jedoch verborgen. Latent unzufrieden mit dem bisherigen Thema seiner Doktorarbeit, welche Stefan Hell als zu technisch erscheint, beginnt er sich Gedanken zu machen. Er orientiert sich dabei an einer Idee seines damaligen Professors Christoph Cremer, welcher schon 1970 in seiner Doktorarbeit darüber nachgedacht hatte, das Abbe-Limit zu unterschreiten.

Doch die Umsetzung dieser Idee findet in der Wissenschaft keinen Interessenten. Der gerade promovierte Stefan Hell sucht händeringend nach einer Universität, welche ihm Platz und Mittel zur Verfügung stellte, Cremers Idee weiterzuverfolgen. Zwar ermöglicht ihm das EMBL (European Molecular Biology Laboratory) in Heidelberg erste Versuche zum Thema, doch Fuß fassen kann er dort nicht. Dies soll Stefan Hell nicht stoppen. Er bewirbt sich ebenfalls im Ausland, wo er 1993 Erfolg hat. Im hohen Norden, an der Universität im finnischen Turku, erhält er eine Postdoc-Stelle, welche ihm die weitere Forschung ermöglicht. Es ist hier in Turku, wo Cremers Idee eine reale Form annimmt. Er entwickelt die Grundlagen für eine neue Art der Mikroskopie, später bekannt als STED-Mikroskopie (Stimulated Emission Depletion), welche ungeahnte Auflösungsmöglichkeiten bieten sollte. Der Ansatz ist ungewohnt: Das bisher verwendete Prinzip wird einfach umgedreht. Bisher regte man ein Molekül bei der Fluoreszenz an, so dass es zu leuchten beginnt. Dies überträgt sich aufgrund der namensgebenden „stimulierten Emission“ auf das nächste Molekül, was zur Folge hat, dass beide Moleküle leuchten. Ungünstig ist, dass es dadurch schwerer fällt, diese Punkte auseinanderzuhalten. Die zündende Idee von Hell war es nun, den einen Punkt dunkel zu machen, die „stimulierte Emission“ also zu vermindern – deshalb auch STED, was auf deutsch soviel bedeutet wie „Abbau der stimulierten Emission“. Weitet man dieses Prinzip aus, so kann man minimale Bereiche voneinander abgrenzen. Und dies ermöglicht es schlussendlich in noch kleinere Strukturen hineinzuschauen. So jedenfalls bislang die Theorie, doch gilt es nun, dies in die Praxis umzusetzen.

Nach vier Jahren in Finnland kommt er 1997 nach Deutschland zurück, wo er am Max-Planck-Institut für biophysikalische Chemie in Göttingen die Möglichkeit geboten bekommt, das STED-Mikroskop zu bauen. Hierbei kommt ihm seine bisherige Erfahrung um die Technik der Mikroskopie zu Gute. Anstatt wie bei herkömmlichen Mikroskopen das Licht zu bündeln, um möglichst viele Moleküle zu treffen, entwickelt er ein System, das genau das Gegenteil tut. Mit Hilfe zweier hochpräzisen Laser, versetzt man zwei benachbarte Objekte, welche voneinander getrennt werden sollen, in verschiedene Zustände – hell und dunkel oder anders ausgedrückt: Bei dem einen Objekt wird die Fluoreszenz eingeschaltet, bei dem anderen ausgeschaltet. Die Position des leuchtenden Objekts kann dann mit Hilfe der hochmodernen Laser genau nachgewiesen werden. Dies funktioniert mit dem STED-Mikroskop sogar so gut, dass es möglich ist, selbst auf kleinster Ebene nur ein oder wenige Objekte zum Leuchten zu bringen, was es ermöglicht, diese klar abzugrenzen. Der Durchbruch folgt: Stefan Hells Theorie, das Auflösungslimit zu umgehen, kann damit in die Praxis umgesetzt werden. Dieser Durchbruch eröffnet ungeahnte Möglichkeiten für Chemie, Biologie und Medizin. Stellte das Auflösungslimit in der Mikroskopie bisher eine natürliche Grenze dar, so dürfte es von nun an möglich sein, noch tiefer in die molekularen Strukturen eines Objektes hineinzuschauen. Experimentell hat das Forschungsteam um Stefan Hell nachweisen können, dass zum heutigen Standpunkt eine Auflösung von bis zu einigen Nanometern erreicht werden kann. Zum Vergleich: Die Helix der DNA hat eine ungefähre Größe von zwei Nanometern. Und es besteht sogar noch Luft nach oben, denn: Das Auflösungsmaximum ist beim STED-Mikroskop lediglich durch die Größe des Farbstoffmoleküls, die technische Möglichkeit diese ein- und auszuschalten und den Hell-Dunkel-Kontrast begrenzt. Je besser der Kontrast, desto besser sieht man die Abgrenzung der einzelnen Objekte und desto kleinere Strukturen werden erkennbar. Erste



Erfolge durch die neue Technik sind bereits sichtbar: So gelang es unter anderem, in das Gehirn einer Maus zu schauen, um die feine Verästelung der Nervenzellen zu betrachten. Durch den Einsatz des STED-Mikroskops konnten Wissenschaftler außerdem bereits neue Strukturen im Cytoskelett der Zellen entdecken.

Am 8. Oktober 2014 war Stefan Hell am Endpunkt seines langen Weges angekommen, welcher ihn von 1993 an über viele Stationen bis zu seinen heutigen Erfolgen führte. Zusammen mit den amerikanischen Wissenschaftlern Eric Betzig und William Moerner wurde er offiziell für „die Entwicklung superauflösender Fluoreszenzmikroskope“ mit dem Nobelpreis für Chemie ausgezeichnet. Seine Reise ist eine versöhnliche Geschichte über den Mut, unkonventionelle Wege zu gehen, seinen kreativen und originellen Ideen Raum zu bieten und diese auch zu verfolgen, wenn sie der derzeit vorherrschenden Meinung der Wissenschaft nicht entspricht. Trotz allem blieb er dem Land treu, dass ihn und seine Ideen zunächst nur belächelte – er schlug das Angebot der Harvard University aus und blieb in Göttingen. Mit dem Abschluss seiner Reise hat Stefan Hell erfolgreich eine Entwicklung vollzogen vom Rebell hin zur Koryphäe, welche in den Olymp der Wissenschaft aufgestiegen ist. Dies gelingt nur den Wenigsten. **(ppa)**

Die Logik der Preise

Literaturpreise sind heute allgegenwärtig. Doch welche kulturellen Dynamiken stecken hinter ihrer Vergabe? Ein Gespräch mit dem Heidelberger Amerikanisten Günter Leypoldt

Mit der Vergabe des Literaturnobelpreises, des Booker Prize und des Prix Goncourt ist der Herbst traditionell die Jahreszeit der Literaturpreise. Wann entstand das Phänomen der Kulturpreisvergabe? Hat sich das Preissystem in historischer Perspektive verändert?

Günter Leypoldt: Die Praxis des „Sängerwettstreits" lässt sich mindestens bis ins antike Griechenland zurückverfolgen – in den attischen Festivals wurden schon im sechsten Jahrhundert v. Chr. Wettkämpfe zwischen Tragödiendichtern veranstaltet. Ein wichtiger historischer Meilenstein in der Entwicklung von Literaturpreisen liegt sicher in den Gründungen von nationalen Akademien in der frühen Neuzeit – etwa die 1635 gegründete Académie française, deren Mitgliedschaft noch immer als höchste Auszeichnung von Intellektuellen gilt. Wesentlich für die heutige Konjunktur von Preisverleihungen scheint mir jedoch die Dynamisierung des kommerziellen Buchmarktes vor allem seit der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts zu sein. In der unübersichtlichen Welt einer modernen Kulturindustrie sind Literaturpreise – angeführt von dem 1901 etablierten Nobelpreis für Literatur – ein wichtiges Instrument literarischer Wertung geworden.

In Diskussionen um Literaturpreise taucht häufig ein Antagonismus zwischen Finanziellem und Kulturellem auf. Dem deutschen Buchpreis – der hauptsächlich von der Deutschen Bank Stiftung finanziert wird – wird zum Beispiel häufig vorgeworfen, nach „außerliterarischen Mechanismen" (Daniel Kehlmann) zu funktionieren und ein bloßer „Marketingpreis" zu sein. Wieso schadet es einem Kulturpreis, mit Wirtschaft(lichkeit) in Verbindung gebracht zu werden?

Niemand weiß genau, was strikt „literarische Mechanismen" sein sollen. Das Misstrauen gegenüber wirtschaftlichen Motiven in der Literatur hat sicher mehrere Gründe: Einer der wichtigsten dürfte wohl darin liegen, dass wir Dingen, die billig zu haben sind, keinen großen Wert zuschreiben. Durch hemmungslose Vermarktung kann man auch einen anspruchsvollen Text banalisieren. Dagegen wirken Museumsobjekte gerade deshalb so auratisch, weil sie dem Warenkreislauf entzogen sind (zumindest für Normalbürger, die sich keinen Picasso leisten können). Zudem ist unsere Vorstellung legitimer Autorschaft heute von Konzepten literarischer Autonomie bestimmt, die sich seit der Romantik etabliert haben. Man verlangt von Schriftstellern, dass sie beim Verfassen ihrer Texte einer marktunabhängigen Logik folgen.

Pierre Bourdieu hat das Arbeitsprinzip des „literarischen Felds" einmal mit dem eines Spiels verglichen, in dem der Verlierer gewinnt – in dem verkaufsschwache Autoren also häufig am oberen Ende des Prestigespektrums angesiedelt sind. Trifft das auch auf Literaturpreise zu? Hat man, überspitzt gesagt, als Autor umso höhere Chancen auf einen Preis, je weniger Leser man erreicht?

Stimmt. Genauer gesagt erhöht man die Chancen auf einen Preis nicht, indem man möglichst wenig Leser erreicht, sondern indem man die wenigen Leser erreicht, die das literarische Establishment dominieren und deshalb eine größere kulturelle Autorität besitzen als das zahlenmäßig überlegene Mainstreampublikum. Das ist auch der Grund dafür, dass Literaturpreise nicht an Autoren wie Dan Brown („Da Vinci Code"), George R. R. Martin („Das Lied von Eis und Feuer") oder E. L. James („Fifty Shades of Grey") gehen, sondern oft an Schriftsteller, die zum Zeitpunkt der Preisverleihung so gut wie keine Öffentlichkeitsresonanz besitzen. Durch die Spezialisierung des literarischen Feldes seit dem späten neunzehnten Jahrhundert gibt es keine Bestsellerautoren mehr, die gleichzeitig auch den Geschmack der literarischen Eliten treffen. Der letzte Schriftsteller, der dies meines Erachtens geschafft hat, war Émile Zola (vor ihm noch Charles Dickens und Sir Walter Scott).



Foto: Frankie Fouganthin, CA BY-SA 3.0

Medienspektakel: Peter Englund verkündet den Literaturnobelpreisträger 2012

Literaturpreise führen häufig zu einer doppelten „Kapitalvermehrung", bei der Autoren sowohl Prestige als auch Leser gewinnen. Schaffen Preise ein Publikum für Autoren und Bücher, die vorher nur von einer Berufsleserschaft rezipiert wurden?

Literarisches Prestige hat die Eigenart, sich mit der Zeit in bares Geld umzuwandeln. Ein Nobelpreisträger wird automatisch zur Kulturikone. Dadurch steigen auch die Verkaufszahlen. Ich glaube schon, dass die Sichtbarkeit von Preisen auch dazu führen kann, dass anspruchsvollere „author's authors" wie Toni Morrison oder John Coetzee auch von einem breiteren Publikum entdeckt werden. Aber auch für weniger prominente Autoren, die kaum Bücher verkaufen, ist das Preissystem wichtig. Viele experimentelle Autoren können mit eingeworbenen Preisen, Stiftungen und Stipendien zumindest einen Teil ihres Lebensunterhalts bestreiten, was ihnen erlaubt, sich auf experimentelles, schwer vermarktbares Schreiben zu konzentrieren.

Der amerikanische Literaturwissenschaftler James English beschreibt in seinem Buch „The Economy of Prestige: Prizes, Awards, and the Circulation of Cultural Value" die Vergabe von Kulturpreisen als Prozesse von „Kapitalinterkonversion" – eine Art kultureller „Geldwäsche", bei der Personen oder Institutionen ihr ökonomisches in kulturelles Kapital und Autoren den Prestigegewinn durch einen Preis in Verkaufserfolge umwandeln können. Ist das Literaturpreissystem also bloß eine profane Tauschbörse für Marktwerte – und Ehrfurcht vor der Institution „Literaturpreis" heillos naiv?

Das Bedürfnis, profane Reichtümer in kulturell autorisierte oder „konsekrierte" Werte zu verwandeln, ist so alt wie der Gabentausch in vormodernen Gesellschaften. Ein weiteres Beispiel sind Museen, Bildungseinrichtungen oder Kunstsammlungen, die aus Stiftungen schwerreicher Industrieller resultieren, die sich dadurch auf eine Art unsterblich machen. Trotzdem scheint mir der zynische Blick auf diese Phänomene wenig hilfreich. Ein Preisgewinn beruht auf der Anerkennung einer Jury, und wenn deren Mitglieder ein hohes Maß an kultureller Autorität besitzen – was ja bedeutet, dass der Preis eine gewisse Autonomie erreicht und er also nicht verschachert oder gekauft werden kann – ist eine gewisse Ehrfurcht schon gerechtfertigt, glaube ich.

Preisjurys fungieren häufig als eine Art Stiftung Warentest für kulturelle Produkte. Oft prangt ein entsprechendes Gütesiegel schon kurz nach Bekanntgabe von wichtigen Preisen auf den Buchdeckeln der eilig nachgedruckten Auflagen. Brauchen Leser solche Qualitätsindikatoren?

Ich glaube schon. Es ist unmöglich, sich in dem heutigen Überangebot – selbst nur in den als literarisch eingestuften Printmedien – zurechtzufinden ohne fremde Hilfe bei der Vorauswahl. Man kann einfach nicht alles selber lesen, um zu entscheiden, ob es sich lohnt. Literarische „Gütesiegel" sind eigentlich nichts anderes als legitimierte Formen der Komplexitätsreduktion. Und die verschiedenen Lesergruppen haben ein Gespür dafür, welchen Formen des „Branding" sie vertrauen. Für mich sind Preise wichtige (wenn auch nicht die einzigen) Indikatoren dafür, dass es sich lohnt, einen zweiten Blick auf einen Text zu werfen. Mit Hilary Mantel habe ich mich zum Beispiel erst beschäftigt, als sie zweimal innerhalb kurzer Zeit den Booker Prize bekam, für „Wolf Hall" und „Bring Up the Bodies" – wunderbar geschriebene Texte, die ich ohne die Preispublicity kaum beachtet hätte.

Das Longlist-Shortlist-System, das bei vielen Preisen praktiziert wird, suggeriert eine genau abstufbare Rangfolge von Autoren und Büchern. Für Preisjurys ergibt sich daraus häufig ein Legitimationsproblem. Wie objektiv lässt sich literarische Qualität messen?

Sie lässt sich nicht im Geringsten messen oder quantifizieren. Qualität ist meines Erachtens eine kollektive Wahrnehmung, die geschichtlich mehr variiert als man gemeinhin annimmt. Nichtsdestoweniger scheint es zu jeder Zeit einen relativ stabilen Konsens darüber zu geben, was einen guten literarischen Text ausmacht. Wenn man genauer hinschaut, beruht dieser Konsens allerdings auf einem hierarchischen Gefüge konkurrierender Urteile, das nur in der Momentaufnahme stabil wirkt. Die Tatsache, dass literarische Qualität nicht transhistorisch nachweisbar ist, ändert aber nichts an der Nützlichkeit von literarischen Preisen.

Das Gespräch führte Tim Sommer

Die Kunst des Erinnerns

Der Literaturnobelpreis 2014 geht an den Franzosen Patrick Modiano

Die Entscheidungen des Nobelpreiskomitees kommen in vielen Fällen, nun ja, unerwartet. Als echter Kenner der Literaturszene kann sich beweisen, wer zumindest den Namen des Preisträgers schon einmal gehört, oder gar etwas von ihm oder ihr gelesen hat. Nun also Modiano. Obwohl er seit Ende der 60er Jahre schreibt, rund 30 schmale Büchlein, ist er bisher vor allem in Frankreich bekannt. Von Peter Handke schon in den 80er Jahren entdeckt und im Hanser Verlag übersetzt, ist Modiano aber auch schon geraume Zeit auf Deutsch zugänglich.

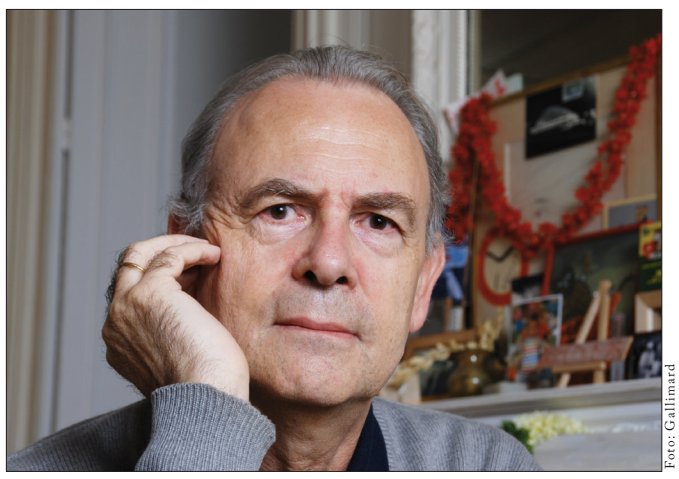


Foto: Gallimard

Nachdenklich: Modiano in seiner Pariser Wohnung

Modiano ist ein scheuer Autor. Interviews gibt er selten, in denen, die man sich auf *youtube* anschauen kann, läuft er verhuscht vor seiner riesigen Bücherwand hin und her, als wolle er gleich darin verschwinden. Leise und unauffällig scheinen auf den ersten Blick auch seine Romane. Kaum einer hat mehr als 150 Seiten. Selbst wer gerade sehr beschäftigt ist, schafft das an einem Sonntagnachmittag. Am besten draußen, nach einem Spaziergang, denn das ist es, was Modianos Figuren auch ständig tun: Spazieren gehen, schlendern, durch das Paris der 30er, 40er und 60er Jahre. Alle Romane Modianos spielen dort. Elisabeth Edl, eine der Übersetzerinnen Modianos, schreibt, sie lese keines seiner Bücher ohne einen alten, zerfledderten Pariser Stadtplan neben sich. Modiano beherrsche, so das Nobelpreiskomitee, die „Kunst des Erinnerns", er rufe die Zeit der Besatzung von Paris und somit persönliche, menschliche Schicksale wieder wach. Das klingt ein bisschen nach Aufarbeitungsliteratur und nicht so furchtbar anspre-chend. Damit täte man Modiano jedoch Unrecht. Seine Geschichten sind nicht nur ein Mittel gegen das Vergessen, sie handeln auch oft davon. Vom Verschwinden. Der Flucht aus dem eigenen Leben. Von der verlorenen Jugend, als die Tage noch leicht waren.

Seine Charaktere, oftmals Einzelgänger, die sich verlieren in der Einsamkeit der Großstadt, haben etwas Geheimnisvolles an sich. Der Protagonist des Romans „Aus tiefstem Vergessen" trägt ständig eine Liste mit Hauseingängen bei sich, um sich auf seinen Spaziergängen mit Bekanntschaften jederzeit unbemerkt davonstehlen zu können. Die Mutter von Thérèse, der Hauptfigur aus „Die Kleine Bijou", die diese in der Metro wiederzuerkennen glaubt, wurde früher „La Boche", die Deutsche, genannt, ohne dass jemals klar wird, warum. Es entsteht ein Sog, eine Spannung, man wünscht sich, mehr zu erfahren, doch der Text macht nur Andeutungen.

Modianos Stil ist schlicht und eingängig. Er schreibt in Bildern, Symbolen, die immer wiederkehren, aber nie viel preisgeben. Der gelbe Mantel der Mutter, als „Fixpunkt" in den Massen der Metro. Die grüne Leuchtschrift, vom Lokal gegenüber, die im Dunkeln der Nacht Trost spendet. Sein Paris wirkt altmodisch, aus der Zeit gefallen. Das passt zu seinen Geschichten, in denen man Adresszettel austauscht, die man verliert und sich vielleicht für immer verpasst. In denen Personen einfach verschwinden können. Unauffindbar. Bis der Zufall sie einem vielleicht wieder zuspült.

Wer sich an einem kühlen Herbstnachmittag davonträumen will, der lese Modiano. Denn die Entscheidung des Nobelpreiskomitees mag überraschend sein, unpassend ist sie nicht. **(avo)**

Popkultur erleben

Das „prêt à écouter“-Festival im Karlstorbahnhof bringt große Namen nach Heidelberg

Das „prêt à écouter“-Festival will Heidelberg vom 17.11. bis 15.12. in ein Szenezentrum der Popmusik verwandeln. Die Programmankündigung lässt die Herzen der Musikkenner höherschlagen, während Neulinge noch zögernd das Programmheft durchstöbern, wenn sie es denn an einem der wenigen ausgewählten Auslageorte gefunden haben. Denn nicht viele der Künstler haben sich in Deutschland schon einen Namen gemacht. „Unsere Gäste sind mehr als nur Bands, die Musik machen“, erklärt Tobias Breier, Pressesprecher des Karlstorbahnhofs. Was macht das Festival also im Vergleich zum üblichen Programm im Karlstorbahnhof aus?

Die Künstler, die das Programm bestücken, sollen die Klaviatur der Popmusik in ihrer gesamten Bandbreite bespielen. Die Bands werden vom vielversprechenden Ruf des Festivals getragen. Nicht wenige, die in den vergangenen Jahren mit ihren neuen Platten zum ersten Mal auf dem „prêt à écouter“-Festival auftraten, konnten sich wenig später als große Ausnahmen in der Musikszene feiern lassen.

Der Karlstorbahnhof wird für die Zeit des „prêt à écouter“-Festivals umgestaltet zu lichtinszeniertem Konzertraum, Dancefloor und Ausstellungsfläche. Das Publikum soll darin grenzenlos Pop erleben. Was „grenzenlos“ bedeutet, lässt sich den Extremen des Programmes entnehmen: Während Benjamin Clementine am Flügel den Pop mit Klassik zusammenbringt, will Kate Tempest in elektromusischem Rap Homer und Shakespeare in „feinstem Gossenenglisch“ rezitieren. Der ironische Partytrash des „Youtube-Phänomens“ mag ebenso extremer Pop wie „The Impressibles“ sein. Für diese Nude-Perfomance Gruppe steht die Inszenierung von Körperlichkeit im Mittelpunkt des Kunstprojekts – eine weitere Seite der Popkultur. Doch auch große Namen wie „Metronomy“ schaffen es, „ihre musikalischen Ideen für die Massenwirksamkeit zu verkaufen“, erklärt Breier, und sind deshalb gleichberechtigter Programmpunkt des Musikfestivals. Der Auftritt der Band „Metronomy“ in der Stadthalle soll ein Event für Musiknerds wie auch „Partypeople“ sein. Die Avantgarde Band „Thurston Moore“, die den Karlstorbahnhof mit Popkultur vereinnahmt ist bisher nur in der Szene ein bekannter Name. Den unerfahrenen Musikinteressenten macht eher neugierig, dass Thurston Moore trotz seines Anspruchs, unhörbare Musik – also Lärm – zu machen, sehr musikalisch sein soll.

Wie aber kann Heidelberg seinen Auftrittsort auf der Tourenliste neben Berlin, Hamburg, Köln und München rechtfertigen? Heidelberg ist keine Medienstadt, in der es sich für Künstler lohnen würde, für Presse und eine ausgeprägte Szenekultur zu spielen. Popmusik bewusst und live hörbar zu machen, als soziales Event, neue Musik begeistern zu lassen, das sei auch in Heidelberg möglich. Davon ist man im Karlstorbahnhof ganz im Sinne des diesjährigen Festivalmottos „Utopie als Programm“ überzeugt. Eine Bestätigung des mutigen Protests findet sich auch schon im Erfolg des Festivals in den vergangenen Jahren. Auch Musikagenturen setzen ihre Zusammenarbeit mit dem Karlstorbahnhof fort, weil sie auf die Möglichkeit setzen, „in Heidelberg auch ganz neue Sachen aufzubauen“, so Breier.

Während die meisten Musiker auf ihren Deutschlandtouren es nur im urbanen Feld für möglich halten, ihre neuen Platten zu promoten, könnte das „prêt à écouter“-Festival in Heidelberg wie „eine Versöhnung mit dem Publikum“ sein: Für die Künstler wäre es eine befreiende Erfahrung, wenn sich auch im provinziellen Musikvakuum zwischen Köln und Berlin viele Menschen für ihre Musik interessieren. **(mit)**

Ganz nah dran

Das Zimmertheater zeigt psychologisierte Kammerspiele und besticht durch eine besondere Atmosphäre

Jeder Student ist sicherlich schon mehr als einmal am Eingang des Zimmertheaters in der Hauptstraße 118 vorbei geschlendert oder gehetzt. Direkt neben dem Uniplatz öffnet hier Deutschlands ältestes Privattheater sein Portal. Mit seiner besonderen Atmosphäre hat sich das Theater in 64 Jahren Geschichte einen festen Platz in der Heidelberger Theaterlandschaft erspielt.

Gegründet wurde das Zimmertheater im Jahr 1950 von einer Gruppe junger Schauspieler auf der Suche nach Spielmöglichkeiten. Nach dem Beginn in Räumlichkeiten der US-Armee in der Weststadt erfolgte bald der Umzug in ein ehemaliges Fotostudio in der Hauptstraße. Hier werden seitdem auf einer kompakten Atelierbühne jährlich bis zu drei Stücke aufgeführt. Die unmittelbare Nähe des Publikums zur Bühne und den professionellen Schauspielern zeichnet die Spielstätte aus und ermöglicht eine hautnahe Erfahrbarkeit von Theater.

Thematisch liegen den aufgeführten Stücken häufig Paarbeziehungen zugrunde, die eingebettet werden in die Auseinandersetzung mit aktuellen gesellschaftlichen Debatten und Entwicklungen. Das ist nicht immer einfach oder gefällig, und so zog sich die Intendantin Ute Richter beispielsweise durch ihre Umsetzung des Themas Alzheimer die Kritik von Apothekern und Ärzten zu. Doch diese dosierte Konfrontation sowie eine gewisse Psychologisierung der Stoffe sind typisch für das Zimmertheater.



Foto: Zimmertheater

Michael Schernthaner, Irina Wrona und Christina Dom in „Einst ein Tiger“

Im aktuell gespielten Stück sitzt ein Mann im Rollstuhl zwischen zwei Frauen. Einerseits gelähmt und beinahe stumm, gleichzeitig vielsagend und voller Ausdruckskraft – so präsentiert sich der Protagonist von „Einst ein Tiger“. Das Stück des australischen Autors Peter Yeldham handelt vom erfolgreichen Schauspieler und Frauenheld David Faulkner. Nach einem Schlaganfall sitzt er im Rollstuhl und kann sich nur noch schwer artikulieren. Mit einfacher Mimik, wenigen Wortfetzen und durch innere Monologe offenbart er uns die Regungen und Abgründe seiner Seele. Einzige Gesellschaft in seiner Abgeschiedenheit ist zunächst seine Ehefrau Jennifer. Diese versucht ihn von seiner Depression und Resignation zu heilen, indem sie seine vermeintlich heimliche Geliebte Antonia einlädt. Mit deren Eintreffen ergibt sich eine besondere Konstellation der Charaktere und ihrer Absichten. Aufgelockert wird das dramatische Stück durch gelegentliche humorvolle Momente, die beim Publikum für willkommene Lacher sorgen.

Wer sich einmal einen Theaterabend in intimer Atmosphäre gönnen möchte, sollte rechtzeitig Karten reservieren. **(djk)**

Weitere Informationen unter
www.zimmertheaterheidelberg.de

Wir brauchen Fotografen!

Redaktionssitzung:
Immer montags, 20 Uhr
Albert-Ueberle-Straße 3–5

ruprecht
Heidelberger Studentenzeitung

Hüllenlos

Immer öfter gibt es im Theater nackte Haut zu sehen. Ist das gut?

Pro

Es stellt sich die Frage: Wieso will ein Regisseur auf der Bühne eigentlich nackte Menschen zeigen? Um mit blanken Körpern zu schockieren, zu provozieren, sich skandalös und exzentrisch zu präsentieren? Wohl kaum. Das dürfte seit den 68ern nur noch sehr bedingt funktionieren. Die Ursprünge der Popularität des nackten Theaters gehen sogar bis in die Kaiserzeit zurück.

Vielmehr stellt diese blanke Unverhülltheit einen Menschen ohne jeden Schutz, ohne jede Bedeckung dar. Das erzeugt im richtigen Moment und gut inszeniert eine gewaltige Wirkkraft. Brutalität und Verletztheit, aber auch Stärke können diesem ursprünglichen und ungeschonten Zustand entwachsen. Gepaart mit einer Portion Schauspielkunst entfaltet Entblößung auf der Bühne eine bannende Atmosphäre im Publikum.

Das Theater setzt dem perfekten Nacktheitsideal aus Fernsehen und Werbung bewusst echte, unperfekte, greifbare, natürliche Körper in Bewegung entgegen, denen nicht etwa durch geschickte Kameraführung, schnelle Schnitte und warme Beleuchtung geschmeichelt wird.

Und wie reagieren wir darauf? Mit einem Pro/Contra, offenbar also gespalten! Dadurch erfüllen wir genau das Ziel, das die Nackt-Inszenierenden sich setzen: eine neue, polarisierende Intensität erwecken, der sich der Zuschauer nicht entziehen kann. **(chd)**



Contra

Kaum habe ich den Eintritt bezahlt, hängt mir ein Penis im Gesicht. Mich nervt das. Die Nacktheit ist nicht nur in der Werbung allgegenwärtig, auch im Theater. Ob in „Woyzeck“ in Berlin oder „Hamlet“ in Dresden, es gibt kaum ein Theater, in dem man nicht unter die Nase gehalten bekommt, wie unverklemmt Schauspieler sind. Wie ein Film ohne Liebesgeschichte kommt ein Stück nicht ohne nackte Menschen aus. Manche sagen: Die Schauspieler wehren sich gegen den Schönheitswahn und zeigen Körper „wie Gott sie schuf“. Das jedoch kann jeder vor dem Spiegel sehen.

Meistens passiert es gelöst von der Handlung, ohne Not. Ist es eine Meisterprüfung für Schauspieler? In den wenigsten Fällen trägt es zur Qualität des Stückes bei. Fällt dem Regisseur nichts ein, muss sich jemand ausziehen. Reicht das nicht, muss jemand onanieren oder sich den Bauch aufschlitzen, wie Marina Abramović, die dabei auch noch Wein trank. Es ist richtig, dass ein gutes Stück dem Zuschauer nicht gefallen muss. Theater soll zum Nachdenken anregen, provozieren, in Frage stellen. Ein Rückschluss ist jedoch unzulässig: Ein Stück ist nicht gut, weil Zuschauer den Saal verlassen. Die Handlung, die nur angedeutet und der Fantasie der Zuschauer überlassen ist, ist meist stärker als die tatsächlich gezeigte. Verzicht ist wertvoll. Es geht auch ohne Penis. **(dom)**

Sprechen über den Tod

... mit Ulrich Greiner, Redakteur der *ZEIT*

Was macht einen guten Nachruf aus?

Das hängt davon ab, von wem wir sprechen. Wenn es sich um eine öffentliche Figur handelt, dann muss die Lebensleistung dieser Person vollständig erfasst werden. Aber noch etwas anderes ist wichtig: Die Tatsache, dass der Nachrufende, also der Nachrufschreiber, seine persönliche Anteilnahme ausdrückt und spürbar macht. Das kann anhand besonderer Sprache geschehen. Wichtig ist hier auch der Unterschied zwischen „kalt geschriebenen" Nachrufen, die „auf Vorrat" in den Redaktionen lagern, und solchen, die kurz nach Eintreffen der Todesmeldung geschrieben werden.

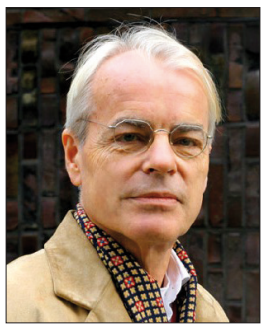


Foto: Nicole Sturz

Sie waren unter anderem fast zehn Jahre Feuilletonchef der *ZEIT*. Welche Nachrufe, die Sie in der Zeit geschrieben haben, sind Ihnen in Erinnerung geblieben?

Ich erinnere mich, dass ich einen Nachruf über Ingmar Bergmann schreiben musste als dieser noch lebte. Damals habe ich mir alle Filme von ihm nochmal angesehen und er ist mir auch ganz gutgelungen, aber die unmittelbare Betroffenheit, die hat gefehlt. Der letzte Nachruf, den ich geschrieben habe, war über Manfred Sack, einer der wichtigsten deutschen Literaturkritiker und ein unglaublich liebenswürdiger und freundlicher Kollege. Deshalb ist mir das sehr nahe gegangen.

Ist es leichter oder schwieriger über Menschen einen Nachruf zu schreiben, die man persönlich kannte?

So eine mittlere Distanz ist ganz gut. Wenn Sie jetzt zum Beispiel einen Nachruf über Ihren Liebsten schreiben müssten, dann könnten Sie das vielleicht gar nicht. Das andere Extrem ist, dass Sie diese Person gar nicht kannten. Solche Nachrufe zu schreiben habe ich damals bei der *FAZ* gelernt, mithilfe der Archive.

Welche Funktion haben Nachrufe noch in unserer Gesellschaft?

Nachrufe sind Teil des kulturellen Gedächtnisses, solange es Nachrufe gibt ist noch nicht alles verloren. Sie sind die Erinnerung an eine Person, an ein Kontinuum – sie zeigen, dass der Vorhang nicht einfach fällt und es vorbei ist. Und Nachrufe gehen natürlich auch in die Bestattungskultur über.

Welchen Nachruf würden Sie gerne mal schreiben?

Ich schreibe Nachrufe gar nicht gern, letzten Endes ist es doch eine traurige Sache, auch eine gewisse Ehre, aber es bleibt traurig. Zum Beispiel einen Nachruf über Peter Handke, den ich sehr schätze, zu schreiben, das wäre eine gewisse Anstrengung und würde mir viel abverlangen, denn ich müsste mir ja vorstellen, dass er tot ist und das will ich nicht.

Das Gespräch führte Dorina Marlen Heller

Skandinavischer Jazz

Das Tord Gustavsen Quartet gastiert beim Enjoy Jazz Festival und begeistert mit abwechslungsreichen Klängen

Seit über zehn Jahren ist Tord Gustavsen in unterschiedlichen Formationen beim Enjoy Jazz Festival zu Gast. Damals noch ein Geheimtipp, hat er sich heute zu einem der kommerziell erfolgreichsten ECM-Künstler entwickelt. Nachdem Gustavsen drei Trio-Alben aufgenommen hatte, arbeitet er seit 2008 in verschiedenen Ensembles mal im Duo, Trio oder Quartett, mal mit, mal ohne Gesang.

Das ausverkaufte Konzert in der Alten Feuerwache Mannheim beginnt mit leisen Klängen. Auf der Bühne steht die Quartett-Besetzung aus Bassist Mats Eilertsen, Schlagzeuger Jarle Vespestad und Saxophonist Tore Brunborg; hörbar, dass die Musiker schon seit Jahren immer wieder zusammen auf der Bühne stehen. Sie verstehen sich blind, das Zusammenspiel funktioniert reibungslos.

Das erste Stück des Abends ist geprägt durch reduzierte Tango-Rhythmen, was insofern nicht überraschend ist, als dass Tord Gustavsen als Komponist und Arrangeur nicht für Berührungsängste mit scheinbar entfernten Stilrichtungen bekannt ist. Die wohl wichtigsten Einflüsse zieht Gustavsen aus der Kirchenmusik. Genauso dienen nordische Volkslieder als Vorlage und Inspiration.

Aus dem intimen Anfang des Konzerts entwickelt Saxophonist Tore Brunborg die skandinavisch-melancholischen Melodiebögen. Manchmal unvermittelt, beinahe eruptiv entwickelt das Spiel des Quartetts einen mitreißenden Drive. Dann werden die Blues- und- Gospel Einflüsse des Quartetts ersichtlich, die der Musik den zeitweise fehlenden Schwung geben und großen Spaß machen. Für besonders gelungene Solos von Tore Brunborg gibt es nun spontanen Applaus. Meist ist die Musik jedoch von getragener Langsamkeit, die alle Facetten des Spiels wahrnehmbar macht. Tord Gustavsen sagt über ein Stück, es gehe darum „so viel wie möglich mit so wenig wie möglich zu sagen." Und das charakterisiert die Musik und seine Kompositionen durchaus treffend.

Ohne große Geste, auf aufmerksames Zusammenspiel bedacht, steht das Ensemble im Vordergrund. Zeitweise stellt ein vom Flügel aus bedienter Synthesizer einen Klangteppich her, formlos und mäandernd, der die Klänge zu hypnotischer Dichte treibt. Die Musiker verstehen es, darauf perfekt einzugehen und somit mehr Abwechslung in die Stücke zu bringen. Das Tord Gustavsen Quartet scheut sich nicht vor Klangexperimenten. Gustavsen dämpft mit der Hand angeschlagene Seiten ab, um einen perkussiven Ton zu erhalten. Bassist Mats Eilertsen erzeugt auf dem Bass Obertöne.



Foto: jop

Das Tord Gustavsen Quartet beim Enjoy Jazz Festival

Eilertsen ist dabei immer das verlässliche Fundament des Ensembles, das das Spiel erdet und durch subtile Virtuosität glänzt. Die abwechslungsreiche Spielweise Eilertsens macht Spaß: Neben dem klassischen Zupfen nimmt er auch gerne mal den Bogen zur Hand, um einen melodischen Kontrapunkt zu streichen oder mit dem geworfenen Bogen Akzente zu setzen. Der aufmerksame Schlagzeuger Jarle Vespestad ist ihm ein verlässlicher Partner. Sie schaffen eine brilliante rhythmische und harmonische Grundlage, auf der sich Saxophon und Klavier austoben können.

Beim letzten Stück des Abends haben sowohl Musiker als auch das Publikum in der alten Feuerwache sichtlich Spaß. Zum Glück stehen die Chancen gut, das Tord Gustavsen Quartet auch im nächsten Jahr bei Enjoy Jazz erleben zu dürfen. **(jop)**

Vom Tellerwäscher zum Autor

Der Deutsche Buchpreis geht in diesem Jahr an Lutz Seilers „Kruso"

Die Mauer ist noch nicht gefallen, doch der Umbruch liegt schon in der Luft, als Edgar Bendler (Ed) 1989 auf die Insel vieler Aussteiger, Hiddensee, kommt. Auf ihr versammeln sich viele Querdenker und Freiheitssucher. Gebeutelt vom Leben heuert Ed in einem Lokal als Tellerwäscher an. Dort lernt er Kruso, Alexander Krusowitsch, kennen, der der Mittelpunkt für alle „Schiffbrüchigen" auf Hiddensee ist. Viele von ihnen träumen von der Freiheit im nahegelegenen Dänemark. Und so schafft Kruso einen eigenen Raum für seine Anhängerschaft, die „Freie Republik Hiddensee", in die auch Ed schnell aufgenommen wird. Kruso und Ed verbindet der Schmerz über den Verlust von Schwester und Freundin.

In kurzer Zeit entwickelt sich eine enge und zärtliche Freundschaft zwischen den beiden Männern, nachdem die letzten Anhänger die Insel verlassen haben. Erst als sein schwer verletzter Freund Kruso durch Sowjets von der Insel gebracht wird, bemerkt Ed welche Veränderungen um ihn herum stattfanden.

„Kruso" ist eine wundervolle Hommage an die Schicksale der Flüchtlinge, die versuchten über die Ostsee zu entkommen. Seiler, geboren 1963 in Gera, verbindet in seinem ersten Roman eine fundierte Recherche mit seinen eigenen Erlebnissen und wahrem Einfühlungsvermögen. Zur Vorbereitung auf seinen Debütroman befasste er sich mit den Schicksalen der Flüchtlinge. Er verbrachte viel Zeit in dänischen Archiven und befragte Hinterbliebene. Seiler selbst arbeitete 1989 in einem Lokal auf Hiddensee als Tellerwäscher und beschreibt deshalb in „Kruso" eine reale Szenerie. Darum ist es eine würdevolle Geste, dass Protagonist Ed am Ende der Erzählung in der Gegenwart über die DDR-Flüchtlinge der Ostsee recherchiert. In seinem Epilog schafft Seiler erneut ein Denkmal für die Todesopfer ohne Namen.



Foto: Jürgen Bauer, Suhrkamp Verlag

Lutz Seiler, Gewinner des Deutschen Buchpreises 2014

Zurecht wurde er deshalb für sein Buch „Kruso" mit dem Deutschen Buchpreis 2014 ausgezeichnet – passend zum 25-jährigen Jubiläum der Maueröffnung in diesem Herbst.

Zum zehnten Mal wurde der Preis dieses Jahr am Vorabend der Frankfurter Buchmesse vom Börsenverein des Deutschen Buchhandels verliehen. Seiler stach dieses Jahr zwischen Heirich Steinfests „Der Allesforscher", Angelika Klüssendorfs „April" und Thomas Hettches „Pfaueninsel" heraus.

Ziel des Preises ist es, über Ländergrenzen hinaus Aufmerksamkeit für deutschsprachige Autoren, das Lesen und das Leitmedium Buch zu schaffen. Finanziell gesehen ist die Würdigung dieser Leistung mit 25 000 Euro für den Preisträger jedoch eher gering. Der größere Wert darin, dass sich kein Preisträgerroman bisher weniger als hunderttausend Mal verkauft hat.

Für Diskussionsstoff sorgten die Kriterien, nach denen der Preis verliehen wurde. Kritiker meinen, dass alle ernstzunehmenden Konkurrenten zuvor aussortiert wurden. Auch die Tradition, kein im Frühjahr erschienenes Buch mit dem Preis auszuzeichnen, wurde wieder fortgeführt. Der Ruf nach mehr Autorinnen wurde in diesem Jahr zudem laut. **(mak)**





„Finnlandisieren wäre die Lösung“

Noch immer steht die Ukraine-Krise im Mittelpunkt der internationalen Politik. Der Osteuropa-Historiker Jörg Baberowski spricht über Lösungen, Fehler des Westens und Putins Politik

Herr Baberowski, in einem Beitrag in der *Zeit* haben Sie behauptet, der Westen begreife die Geschichte der Ukraine nicht. Was genau begreifen wir nicht?

Jörg Baberowski: Was nicht begriffen wird, ist die Tatsache, dass die Ukraine kein Nationalstaat in dem Sinne ist, wie man ihn sich in Westeuropa vorstellt. Die Vorstellung ist: Das war eine Nation, die in der Sowjetunion in einen Völkerkerker gesteckt wurde und 1991 wieder erwachte. Das ist das Narrativ aller Nationalisten in der ehemaligen Sowjetunion. Aber die Ukraine ist ein Produkt sowjetischer Nationalitätenpolitik. Als die Ukraine 1991 unabhängig wurde, wurde sie das nicht, weil eine große Nationalbewegung das wollte, sondern weil die Kommunisten das verabredet hatten. Danach musste eine nicht existente Nation mit Sinn und Inhalt gefüllt werden. Die Menschen haben auf ganz unterschiedliche Weise gesehen, was die Ukraine sein soll. Und diese Differenzierung versteht einfach niemand.

Was hätte uns denn diese Differenzierung im Hinblick auf die tagesaktuelle Politik genutzt?

Schon als das Assoziierungsabkommen zwischen der EU und der Ukraine geschlossen wurde, hätte klar sein müssen, dass das in Moskau nicht gern gesehen wird. Nun können Politiker sagen: Mir ist egal, wie Moskau darüber denkt. Das halte ich aber für ziemlich unklug, weil Moskau ein wichtiges Machtzentrum ist, das man nicht ignorieren kann. Es war doch klar, dass Russland nicht akzeptieren würde, dass die Ukraine Teil der NATO oder EU und die Krim samt der Schwarzmeer-Flotte zur Disposition gestellt wird. Es war völlig dumm, so vorzugehen. Am Ende hat man sich alle Möglichkeiten verspielt: Putin sitzt am längeren Hebel, weil er bereit ist, Krieg zu führen. In Europa will das keiner.

Outen Sie sich damit als „Putin-Versteher“, wie Leute mit solchen Positionen gerne genannt werden?

„Putin-Versteher“ ist ein abschätziges Wort für Leute, die antiwestlich oder antiamerikanisch sind. Das bin ich nicht. Ich will auch gar nicht das autoritäre Regime in Russland rechtfertigen. Aber – da wir hier am Ort von Gadamer sind – muss man, wenn man in einen Dialog treten will, erst einmal anerkennen, dass der andere vielleicht auch Recht haben könnte. Und dann muss man sich überlegen, aus welcher Perspektive der andere seine Auffassungen gewonnen hat. Insofern bin ich einer, der versucht zu verstehen, wie diese Leute in Moskau funktionieren. Es ist ja keineswegs so, dass Putin und seine Leute im luftleeren Raum Konflikte inszenieren. Er spricht vielmehr das Bedürfnis von Millionen von Menschen an, die das alte Vielvölkerreich vermissen. Was ich will, ist, dass Politiker verstehen, warum manche Menschen Dinge anders tun als wir. Und wenn man verstanden hat, dass ein Vielvölkerreich etwas anderes ist als ein liberaler Rechtsstaat und ein Nationalstaat, dann ist schon viel gewonnen.

Mit dem Überfall auf die Krim hat Russland das Völkerrecht klar gebrochen. Dafür kann man doch kein Verständnis haben!

Doch, kann man. Natürlich können die westlichen Regierungen sagen, da ist Völkerrecht gebrochen worden. Die Amerikaner hat das überhaupt nicht interessiert, als sie Bomben auf Belgrad warfen und in den Irak einmarschiert sind – ein klarer Bruch des Völkerrechts. Und darauf beruft sich nun Moskau. Das rechtfertigt nichts, nur der Punkt ist: Irgendwann werden sich die europäischen Regierungen mit Putin an einen Tisch setzen müssen. Es bleibt ihnen gar nichts anderes übrig. Die Krim wird bei Russland bleiben, und die Bewohner der Krim wollen auch gar nichts anderes. Man muss doch einfach mal zur Kenntnis nehmen, wenn Leute in einem Staat nicht mehr Leben wollen und sie keine Möglichkeit haben, sich durch Volksabstimmungen abzutrennen.



Foto: Flickr/Maksymenko Oleksandr@maksymenko.com.ua

Der Majdan in Kiew: Vor einem Jahr begannen hier Proteste, die im Februar zur Ablösung des Präsidenten führten

Für wie hilfreich halten Sie angesichts dessen die Äußerungen deutscher Politiker, die Putin mit Hitler – wie Herr Schäuble – oder Stalin – wie Herr Gabriel – vergleichen?

Ich glaube, eigentlich wissen die nicht, was sie da machen. Das sind Provinzpolitiker. Sigmar Gabriel hat sein Leben in Goslar verbracht, der hat überhaupt kein Verständnis für irgendwas, was jenseits der deutschen Grenzen geschieht. Vor zehn Jahren wäre undenkbar gewesen, dass deutsche Politiker sich so geschichtsvergessen äußern, nach den Exzessen, die die Nazis auf dem Boden der Sowjetunion vollbracht haben. Und jetzt – man hat das Gefühl, es weiß gar keiner mehr, in was für ein Benzinfass er da eine Lunte hält. Putin ist zwar Herrscher eines autoritären Regimes, das demokratische Rechte nicht achtet. Aber das ist weit entfernt von totalitären Diktaturen, die Gesellschaften verändern wollen, Völker deportieren, Menschen stigmatisieren und zu Millionen umbringen lassen. Es gibt da einen qualitativen Unterschied. Das ändert nichts daran, dass Russland ein autoritäres Regime ist, das Jahr um Jahr unangenehmer wird.

Die mediale Berichterstattung über den Ukraine-Konflikt stieß zum Teil auf starke Kritik. Halten Sie das für gerechtfertigt?

Die Kritik ist angebracht. Ich habe den Eindruck, dass es zum ersten Mal eine große Diskrepanz gibt zwischen dem, was in den Medien gesagt wird und was die Bevölkerung darüber denkt. Ich glaube, dass die Berichterstattung wirklich extrem einseitig ist.

Woran machen Sie das fest?

Zum Beispiel an dem Punkt, dass über die Flüchtlinge aus der Ukraine geredet wird, ohne zu erwähnen: die flüchten alle nach Russland. Sie flüchten eben nicht in den Westen der Ukraine, sondern nach Russland. Das könnte man einfach erwähnen, und schon hat man ein anderes Bild. Warum flüchten die denn nach Russland, wenn das so ein schlimmer Aggressor ist?

Was glauben Sie, wie eine Lösung der Krise aussehen wird?

Es gibt zwei Szenarien: Wenn der Westen hart bleibt und sich mit Putin nicht an einen Tisch setzt, wird er sich die Ostukraine und den schmalen Streifen bis nach Odessa greifen. Nicht offiziell natürlich, das machen die Separatisten. Klügere Politiker würden mit Putin verhandeln und am Ende würde die Ukraine erhalten bleiben und den Status von Finnland bekommen. Das wäre die beste Lösung. Damit würde sich das Moskauer Regime einverstanden erklären. Die Ukraine wäre neutral wie Finnland oder Schweden und damit könnten alle Beteiligten gut leben. Und wieso sollten sie auch nicht gut damit leben? Die Finnlandisierung wäre eine prima Lösung. Die Ukraine hätte endlich Ruhe. Für Russland, das sich nicht mehr bedroht fühlt. Und für den Westen auch, weil alle drei Seiten im Grunde ihr Problem gelöst hätten. Aber wenn ein Konflikt einmal angeheizt wurde, dann will niemand sein Gesicht verlieren.

Das Gespräch führten Michael Graupner, Kai Gräf und Felix Hackenbruch

Jörg Baberowski



Foto: mgr

Der Historiker Jörg Baberowski, geboren 1961 in Radolfzell, gilt als einer der führenden Osteuropaexperten. Nach seinem Studium in Göttingen promovierte er 1993 an der Goethe-Universität in Frankfurt zum Thema „Autokratie und Justiz im Zarenreich“. Seine wissenschaftliche Karriere führte ihn über Tübingen und Leipzig an die Humboldt Universität nach Berlin. Dort ist er seit 2002 Lehrstuhlinhaber für die Geschichte Osteuropas. Seine Arbeit führte ihn mehrfach in Archive in Finnland, Aserbaidschan und Russland. 2012 wurde sein Werk „Verbrannte Erde. Stalins Herrschaft der Gewalt“ mit dem Leipziger Buchpreis für das beste Sachbuch ausgezeichnet.





Protest im Großstadtdschungel

Neue Ausschreitungen der Studentenproteste in Hongkong werfen grundlegende Fragen auf: Welche Auswirkungen hat der Protest auf die Stadt und worin liegen seine Ursachen?

Dicht an dicht reihen sich die Hochhausriesen aneinander, die leuchtenden Werbeschilder ragen weit hinaus und übereinander in die Straße. Dort suchen Menschen mit flinken Schritten ihren Weg, um sich in Stadtbusse und Straßenbahnen zu zwängen. Sie verschwinden in U-Bahnschächten, die sich plötzlich in einer Hauswand auftun. Oder biegen ab in eine Seitenstraße, wo frischer Fisch, Gemüse und Gewürze an Marktständen verhandelt werden. Hongkong, das ist ein Großstadtdschungel: eng, dicht besiedelt, eine Stadt, sie findet nie Schlaf. Unmöglich, glaubte man da, sei es den Menschen, in dieser Enge jegliches Ausschreiten zuzulassen. Das rücksichtsvolle Zusammenleben in der chinesischen Sonderverwaltungszone galt als unausgesprochenes, doch grundlegendes Gebot für ihren Bestand.

Doch seit die Studenten der „Chinesischen Universität von Hongkong“ im August zum Protest aufriefen, ist vieles anders. Nun müssen Protestplakate auffordern: „Keep calm, stay together!“ Die engen Straßen sind zum Schauplatz für die unbequeme Debatte um mehr Demokratie geworden. Die Akteure: tausende Studenten auf der einen, ein Verwaltungschef, eine 70-köpfige gesetzgebende Verwaltung sowie die chinesische Regierung mit Sitz in Peking im Hintergrund auf der anderen Seite. Auch Proteste gegen den studentischen Protest sind gewachsen: daran beteiligt sind Geschäftsleute und Taxifahrer. Außerdem wird der Konflikt durch Einwirkungen der chinesischen Mafia verschärft.

Hunderttausende Studenten haben in den Protestmärschen gefordert, die Pläne des neuen Wahlrechts zurücknehmen zu lassen. Diese bestimmen, dass der Verwaltungschef ab 2017 in Hongkong direkt gewählt werde, alle drei Kandidaten aber von der chinesischen Regierung vorgeschlagen würden. Hier befürchten die Studenten eine Beschränkung demokratischer Rechte anstelle der versprochenen Wahrung demokratischer Rechte und Freiheiten. Doch erklärt dies nicht, weshalb die Studenten ausgerechnet in diesem Sommer anfingen, ihren Unmut in Protest, Streiks und Demonstrationen zu formulieren.



Foto: Johnlsl [CC BY-NC-ND 2.0], via Flickr

Studenten in Hongkong protestieren gegen mehr Einfluss der chinesischen Regierung

Die Ursachen für die „Regenschirm-Revolution“ sind vielfältig. Sie sind in der Geschichte Hongkongs, dem sozialen wie auch medialen Wandel gleichermaßen zu finden. Nie konnte eine Protestbewegung in Hongkong mit Hilfe des Internets mehr weltweite Unterstützung finden. Schneller denn je können Informationen über soziale Netzwerke verbreitet werden. Die Proteste in Hongkong können nun auch effizienter organisiert werden. Es wird getwittert und fotografiert, über dem Protestlager ließ man sogar eine filmende Drohne steigen.

Seit die englische Kronkolonie 1997 an China zurückgegeben wurde, galt das Motto „Ein Land – zwei Systeme“. Die Stadt wurde unter der Souveränität Chinas mit einem hohen Maß an Autonomie ausgestattet. Die Protestierenden befürchten nun, dass die Gesetzesänderung eine Annäherung des Hongkonger Rechts an das Festland bedeute. Durch das vorgesehene Vorschlagsrecht der Kandidaten für das Amt des Verwaltungschefs hätte die chinesische Regierung eine bedeutende politische Mitbestimmungsmöglichkeit erlangt. Dazu kommt, dass sich viele Hongkonger Studenten durch die gesetzgebende Versammlung schon heute nicht angemessen repräsentiert fühlen. Darin sind 30 Sitze durch sogenannte „funktionale Wahlkreise“ gewählt, in denen unternehmerische und gesellschaftliche Interessen repräsentiert werden sollen. Kritiker meinen, dass die Anzahl der Vertreter aber in keinem Verhältnis zu den wirklichen gesellschaftlichen Interessen stünden. Auch in der Gesellschaft sind die Spannungen für den Protest angelegt. Hongkongs Bildungssystem, die stabile Wirtschaft und gute Aufstiegschancen in der florierenden Metropole waren einst Aushängeschilder, die viele Chinesen aus dem Festland anlockten. Doch inzwischen zweifeln viele Hongkonger Studenten selbst am Traum des „Treppenaufstiegs zu höheren Posten“. Teure Mietpreise, die monopolistische Stellung von fünf Großfirmen und niedrige Löhne sind nur drei Gründe dafür. Der Hongkonger Wilson Lou sagt: „Das Leben hat sich verändert. An den Universitäten studieren immer mehr Chinesen vom Festland, es wird öfter Mandarin statt Kantonesisch gesprochen und in den Straßen eröffnen mehr und mehr Läden, die explizit zu vergünstigten Preisen an Festlandchinesen verkaufen“. Dass sich die Studenten gegen diesen Wandel wehren wollen, können hingegen viele Hongkonger der älteren Generation nicht verstehen. Sie sind noch von dem Hongkonger Glauben an den „Erfolg durch Leistung“ geprägt.

Welche Bedeutung könnten die Studentenproteste andererseits für die chinesischen Studenten auf dem Festland haben? Die dort lebende Studentin Ting Su hält den Protest für „unvernünftig“. Jiayi Yin glaubt, dass viele Studenten ihren Protest wohl nicht gut genug überdacht hätten und er darum „an der eigenen Leidenschaft scheitern“ könnte. Andere fragen: „Was machen die da wieder?“ Während in Hongkong die Studenten ihren Unterrichtsboykott fortsetzen und als Zeichen ihrer Solidarität eine gelbe Schleife tragen glaubt Wilson: „Der Protest ist ein kleiner Funke, der in China nicht viel bewirkt.“

Auch wenn die Regierung im Oktober zu einer Verhandlung mit den Studentenvertretern bereit war, führten diese zu keinen Ergebnissen. Auch die Tatsache, dass es keinen Anführer der Proteste gibt, scheint die Organisation einer anhaltenden Demonstration zu erschweren. „Niemand will, dass alle Ziele durch Eskalation und ein Einschreiten der chinesischen Regierung völlig verhindert werden“, erklärt Wilson. Schließlich ist China der wichtigste wirtschaftliche Handelspartner von Hongkong. Auch die Angst vor einem ähnlich blutigen Szenario wie dem Eingreifen der chinesischen Armee am Tiananmen-Platz in Peking 1989 schwingt mit. Der Protest sei von Anfang an „eine Intellektuellen-Bewegung“ gewesen, und ihre Forderungen, „die zu allererst von zwei Professoren und Pfarrern aufgestellt wurden, haben nie eine Protestbewegung mit diesem Ausmaß bezweckt“. Doch die anhaltenden Unruhen bis zu den gegenwärtigen Protesten im Stadtteil Mong Kok zeigen, dass sich die Forderungen so schnell nicht mehr aus dem Gedächtnis der Metropole löschen lassen. **(mit)**

Impressum

ruprecht, die Heidelberger Studentenzeitung, erscheint monatlich (drei Ausgaben) in der Vorlesungszeit. Der *ruprecht* versteht sich als unabhängige Zeitung, die sich keiner Gruppierung oder Weltanschauung verpflichtet fühlt. Die Redaktion trifft sich während der Vorlesungszeit montags um 20 Uhr im Zentralen Fachschaftenbüro in der Albert-Ueberle-Straße 3-5. Für namentlich gekennzeichnete Artikel sind die Autoren allein verantwortlich.

Herausgeber: ruprecht e.V.
V.i.S.d.P.: Michael Graupner
Redaktionsadresse: Albert-Ueberle-Straße 3-5, 69120 Heidelberg
Telefon: 06221 / 18 71 310 - 0
E-Mail: post@ruprecht.de
Der ruprecht im Internet: www.ruprecht.de
www.facebook.com/ruprechtHD
Redaktion: Anna Vollmer (avo), Christina Deinsberger (chd), Antonia Felber (fel), Felix Hackenbruch (fha), Janina Schuhmacher (jas), Jonas Peisker (jop), Hannah Kapfenberger (kap), Kai Gräf (kgr), Michael Abschlag (mab), Maren Kaps (mak), Michael Graupner (mgr), Johanna Mitzschke (mit), Margarete Over (mov), Niklas Fell (nik), Philipp Fischer (pfi), Tim Sommer (tso), Vicky Otto (vio), Ziad-Emanuel Farag (zef)
Freie Mitarbeiter: Greta Aigner (aig), Dorina Marlen Heller (dhm), David Kirchgeßner (djk), Hanna Miethner (hmi), Laura Heyer (lau), Philipp Armingeon (ppa)
Korrespondent: Mischa Bender
Redaktionsschluss für die Ausgabe 153: Dezember 2014

Personals

fha: Das Impressum auf Seite 2 - Die *RNZ* macht das auch!
tso: Interessiert sich jemand für Nacktheit?
kgr: Ich fühle mich grad wie Helmut Kohl vor der Wiedervereinigung. Aber im Nachhinein wäre es besser, wenn wir es nicht gemacht hätten.
tso: Einfach mal Prioritäten setzen: Brüste oder ruprecht!
tso: Müsste man dann Zigeunerinnen-Sauce schreiben?
fha: Wir haben noch genug Platz für Scheiße Werbung.

Leben und lieben in San Francisco

Internationale Studenten berichten von der Westküste der USA von Mischa Bender

San Francisco kann nur mit einem Wort beschrieben werden: Diversity. „In SF zu Leben bedeutet die Vielfalt um dich herum anzunehmen und Jeden und jede Entscheidung zu respektieren, auch wenn manche Dinge dir nicht passen“, sagt Şafak aus der Türkei. Menschen mit Wurzeln aus allen Ecken der Welt nennen San Francisco ihr Zuhause. Das Golden Gate ist der Ort, an dem sie alle zusammenkommen. Die größeren Einwanderungsbewegungen, vor allem aus asiatischen und lateinamerikanischen Ländern, zeigen sich nicht nur in China Town, Japan Town, und der Mission, sondern verwandeln die ganze Stadt in ein lebendiges, sich ständig erweiterndes Mosaik.

Nur hier in San Francisco findet man den originalen Hippie-Lifestyle in seiner reinsten Form im Haight Ashbury Viertel, der sich wohl kaum stärker von dem aufstrebenden Start-up-Unternehmergeist im Financial District unterscheiden könnte. „In SF zu Leben, bedeutet deine eigene Identität anzunehmen, was auch immer das sein mag“, meint Alvi aus Australien. In San Francisco muss man nicht den sozialen Normen entsprechen. „Du kannst ein junger Unternehmer sein, ein schwuler Vater oder sogar eine Person, die jeden Tag den Hula-Hoop Reifen im Park dreht. Wenn du dich selbst annimmst, wird SF dich annehmen“, so Alvi weiter. „Frisco“, wie die Stadt eigentlich nur von ahnungslosen Touristen genannt wird, ist außerdem das Zuhause einer der größten und aktivsten LGBT (Lesbian, Gay, Bisexual, Trans) Gemeinden in den USA und weltweit. Über Jahrzehnte hinweg kämpften ihre Mitglieder für Toleranz und Respekt; Werte, die hier groß geschrieben werden. „In SF zu Leben, bedeutet nackte Menschen, Marihuana Festivals, BDSM Märkte, Obdachlose, eine vielfältige weltweite Multikultur und mehr Schwule und Lesben als du jemals gesehen hast“, erzählt Lars aus Norwegen.

Der Facettenreichtum der Stadt wird in unerschöpflichen Weisen zelebriert. Jede Woche finden zahlreiche Festivals, Konzerte, Paraden und Straßenfeste statt. Letztes Wochenende wurde Halloween gefeiert, auf das man sich hier schon seit Anfang Oktober vorbereitet hatte. „Sogar als ich ein Werwolf-Kostüm anhatte, kamen Leute auf mich zu und haben angefangen mit mir zu quatschen. Seid vorbereitet: es könnte Leute in dieser Stadt geben, die sich jeden Tag als Werwölfe verkleiden und niemand würde sich drüber wundern“, sagt Bas aus den Niederlande. San Francisco ist offen und heißt wirklich jeden willkommen, auch Werwölfe. Es ist nahezu unmöglich, alles mitzuerleben, was San Francisco zu bieten hat; schließlich muss nebenbei auch noch studiert werden. An der San Francisco State University spiegelt sich das Bild von San Franciscos Vielfalt eins zu eins wider.

Die Universität hat eine der vielfältigsten Studentengemeinschaften und Lehrkörper in den USA, von deren unterschiedlichen Perspektiven der Unterricht sehr profitiert. „Es ist unmöglich, dass jemand nicht seinen Platz in San Francisco findet“, meint Allyssa von den Philippinen. Es gibt zahlreiche, engagierte Studentenorganisationen, die mit den verschiedensten Aktivitäten das Leben auf dem Campus jeden Tag aufs Neue bereichern. Die größte Organisation unter ihnen ist der IEEC (International Education Exchange Council), die für den direkten Austausch zwischen internationalen und amerikanischen Studenten verantwortlich ist. Hannah aus Großbritannien, ebenfalls Mitglied des IEEC, bringt es mit einem Satz auf den Punkt: „In San Francisco zu leben, heißt San Francisco zu lieben.“

Spenden Sie Blutplasma. Es lohnt sich auch für Sie!

Plasmazentrum Heidelberg
Plasma spenden lohnt sich

Für unser Spendezentrum suchen wir Blutplasmaspender.
Wir bieten Ihnen: Modernste Ausstattung, einen kostenlosen Gesundheits-Check und eine attraktive Aufwandsentschädigung.

Anmeldung telefonisch unter **06221 – 8946696**. Mehr Informationen unter **www.plasmazentrum-heidelberg.de.** Es lohnt sich auch für Sie!

Auch Blutspender für Studien gesucht!

Plasmazentrum Heidelberg
Hans-Böckler-Straße 2a
69115 Heidelberg

Telefon 06221 – 8946696
Telefax 06221 – 8946697
Öffnungszeiten: Mo–Fr von 9–20 Uhr

21,8 Fragen an Eckart Würzner

Der alte und neue OB Eckart Würzner hatte uns in Sektlaune ein Interview versprochen. Nach der Wahl hieß es plötzlich, dafür sei keine Zeit. Unsere Fragen wollen wir trotzdem gerne loswerden

Das Interview führte kein Redakteur des *ruprecht*



1. Lieber Herr Würzner, war das abgesagte Interview nur das erste in einer ganzen Reihe gebrochener Wahlversprechen?

2. Mit welchem machen Sie weiter?

3. Wenn Sie spontan drei Adjektive nennen müssten, die Ihre Eignung für das Oberbürgermeisteramt am besten beschreiben – welche drei wären das?

4. Wie sehr hat Sie der psychische Druck angesichts einer so hochkompetitiven Angelegenheit wie eines Wahlkampfs belastet?

5. Wie erklären Sie sich so ein Wahlergebnis, 25 Jahre nach dem Mauerfall?

6. Spielen Sie eigentlich auch Schach gegen sich selbst?

7. Ganz ehrlich: Als Sie sich über die „hohe Wahlbeteiligung“ freuten – kannten Sie da bereits die Zahlen?!

8. Können Sie uns bitte die Namen aller Kandidaten nennen, die die Bürger mangels Alternative auf dem Stimmzettel unter „Sonstige“ eingetragen haben?

9. Sehen Sie Tony Montana als ernsthaften Konkurrenten?

10. Was war das für ein Gefühl, als man Sie darauf hinwies, dass sie monatlich mehr Geld verdienen als ein Bundestagsabgeordneter?

11. Sie nennen die Hauptstraße eine „Museumsmeile“. Haben Sie jemals Paris besucht?

12. Gestatten Sie uns einige Entweder-Oder-Fragen. LindA oder DeHoGa?

13. Hauptstraße oder Plöck?

14. *FAZ* oder *Rhein-Neckar-Zeitung*?

15. Mensa oder Currywurst?

16. Vor welcher Farbe gefällt Ihnen Ihr Gesicht denn nun am besten?

17. Wie sehr mussten Sie sich bemühen, nicht laut aufzuschreien, als Rektor Eitel auf der Jahresfeier der Universität die „symbiotische“ Beziehung von Stadt und Uni lobte – zwei Wochen, nachdem die Uni die Stadt wegen eines Straßenbahnbaus verklagt hat?

18. Woher kennen Sie eigentlich Herrn Eitel und wieso ist Ihre Stirn vernarbt?

19. Kaufen Sie Ihre Montblanc-Kulis eigentlich auf Kosten der Stadt?

20. Man kann nicht immer gewinnen. Wahr oder wahr?

21. Verfügt Ihr Büro über einen direkten Tunnelzugang zum Schloss?

21,8. Wie hoch war Ihr Pegel bei Ihrem letzten Besuch im Weinloch?

Der letzte Gegenkandidat : rup

Es gibt keine Fortsetzung auf www.ruprecht.de